

Alexander Spelty-Tschudi und Rudolf Hanhart-Tschudi : ihre persönlichen, familiären und geschäftlichen Angelegenheiten

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **87 (2007)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

III. Alexander Spelty-Tschudi und Rudolf Hanhart-Tschudi – ihre persönlichen, familiären und geschäftlichen Angelegenheiten

- 1 -

Unsere Geschichte geht mit Briefen weiter, die in den 1850er-Jahren zwischen den Speltys und den Hanharts – zunächst zwischen Schwanden und Diessenhofen, dann zwischen Netstal und Diessenhofen – gewechselt wurden. Den zahlreichen Briefen Alexander Speltys stehen nur wenige von Rudolf Hanhart gegenüber. Aber aus Alexanders Reaktionen lässt sich zumindest erraten, was Rudolf geschrieben haben muss. Auch von Verena Spelty-Tschudi, von Christina Spelty und Jost Spelty haben sich aus dieser Zeit Briefe erhalten.

Wie wir wissen, bestimmte in diesen Jahren ein hartnäckiges Leiden Alexander Speltys Leben. Am 21. Januar 1851 schreibt ihm Rudolf Hanhart:

«Mit herzlichem Bedauern lesen wir in Deinem lieben Brief, dass es mit Deinen Augen wieder schlimmer ist. Gebe Gott, dass es bald wieder bessert!»

Es besserte nicht mehr, im Gegenteil. Alexander musste sich endgültig in eine «bloss» handeltreibende und dienstleistende Position zurückstufen lassen. Zum Glück hatte er schon am 1. Juli 1846 von der Witwe des Handelsmannes Kaspar Heer-Pabst (1810–1844)¹ in Glarus ein Agenturgeschäft für Farben und Chemikalien für die Zeugdruckereien übernommen, das er zunächst neben der Tätigkeit in der Fabrik des Schwiegervaters betrieben hatte. Aus dem Briefwechsel mit dem Schwager ist zu erfahren, dass die beiden Schwäger mit den verschiedensten Produkten handelten. Nur von einem «Engroshandel mit Medizinalalpenkräutern», von dem die Familiensaga wissen will, ist in den Briefen nichts zu finden.

Für Alexander wurden im Laufe der Zeit Versicherungsagenturen immer wichtiger. Im Brief vom 25. Juli 1854 wird dieser Geschäftszweig aber noch nicht als aussichtsreich und nicht als unbedenklich dargestellt:

«Was die Versicherung Deiner Waren anbelangt, so wollen wir vorerst die Antwort und die Prämienbestimmung der Direction abwarten. Ist die letz-

¹ Vgl. JHVG, Heft 77, S. 46. Unklarheiten betr. Rechte und Pflichten der Vertragspartner führten zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung, die vor dem Appellationsgericht am 9. Dez. 1847 zugunsten von Alexander Spelty ausging. Vgl. Protokoll des Appellationsgerichtes, Bd. 3, 03.09.1845–15.05.1848, S. 405–410.

tere billiger als die schweizerische, so tust Du jedenfalls besser, gleich alles dem deutschen Phönix zuzuwenden, wo Du um keine Nachschusszahlungen belangt werden kannst wie in unserer bernischen Anstalt. Wie lange läuft noch Deine Versicherung? Seit es mit der National-Versicherungscassa schief ging, hat die Schweizerische Mobiliarversicherungsanstalt ebenfalls etwas von ihrem Kredit eingebüsst, obwohl ich selber glaube mit Unrecht. Es wird jedoch behauptet, es seien die gleichen geldgierigen Actionairs dabei beteiligt.»

Das Verhältnis zwischen den beiden Schwägern war freundschaftlich, sogar herzlich. Der «Zwischenfall» im Dezember 1850, der vor allem dem andern Schwager, Joachim Tschudi, zusetzte, scheint keine Nachwirkungen gehabt zu haben. Rudolf Hanhart zeigt sich aber nicht durchwegs als einfache Natur. Später lernt man in Briefen seiner jüngeren Tochter einen Menschen kennen, der mit allerlei «Beängstigungen» zu tun hatte, um nicht von neurotischen Krisen zu sprechen. Alexander anderseits verstand es, mit seinem Humor die Szene aufzuheitern und zu entspannen.

Für ihre Geschäftstätigkeit tauschten die Schwäger Preislisten und Muster von Produkten aus, die über Marseille, Bremen, Triest importiert wurden. Es ist von Kaffee aus Kuba, Domingo, Brasilien, Java, Sumatra etc. die Rede, auch von Fenchel, Ingwer, Lorbeer, Nelken, Pfeffer, Safran, Sago, Vanille etc., von Reis, Mais, Weizen, Zucker, Mehl etc., von Schwefel, Salpeter und Krapp. Sie diskutieren auch über die politische Lage, die weit über Europa hinaus die Geschäfte beeinflussen konnte. Am häufigsten ist von Krapp und Weizen die Rede, oft auch von Kaffee.

Noch aus Schwanden berichtet Alexander dem Schwager am 23. Juni 1851 über seine Bemühungen, für dessen Bruder Martin eine Kutsche für die Hochzeitsreise, die zuerst – wie wir wissen – nach Schwanden führte, zu besorgen. Er verhandelt dazu wie schon bei früheren Gelegenheiten mit dem Vetter Niclaus Dürst in Diesbach:

«Wie Du weisst, ist sein Bruder und Associé, Vetter Fridolin Dürst², noch immer krank in Zürich, so dass er neben seinem Conducteur-Dienst auch noch das Fuhrwesen zu Hause überwachen muss. Überdies ist auch die Heuernte im Grosstal in vollem Gange, und da seine gute Frau vor einiger Zeit gestorben ist, hat die Frau seines Bruders mit dem Hauswesen und [der]

² Fridolin Dürst-Schiesser (1810–1891), Fuhrhalter und Postmeister, Gastwirt «zur Post» in Diesbach und Gemeindepräsident, hatte das «Bott»- und Postunternehmen, das er zusammen mit seinen Brüdern Niklaus (1822–1872) und Heinrich (1830–1862) führte, von seinem Vater, Heinrich Dürst-Fluri (1778–1832), übernommen, der seinerseits das Geschäft des Vaters, Niklaus Dürst-Dürst, weitergeführt hatte. Die Grosstalpost, wie sie von den Dürsts betrieben wurde, bestand bis 1879. Vgl. Heer, G., Das Verkehrswesen des glarnerischen Grosstaales vor 1848. Glarus 1917. S. 48f; Heer, G., Verzeichnis aller Glieder der löblichen Familie des Joachim Dürst von Diesbach. Zürich 1895. S. 26f.

süssen Puglieser Mandeln aufgeschlagen, halte also an Deinen Barbaren fest, dann werden sie sicher noch bitterer werden.»

Im Brief vom 21. Januar 1852 ist dann von besseren Aussichten im Mandeln-Geschäft die Rede:

«Wenn Du Herrn Stettner die 5 Centner Mandeln noch nicht bestellt hast, so unterlasse es nur; ich habe nämlich gestern bei Herrn Lautier fils & Cie. in Aise 2 Ballen bestellt; die Provencer stellen sich noch etwas billiger als die Puglieser. Hast Du aber Herrn Stettner schon geschrieben, so hat das nichts zu sagen; die 5 Centner werden wir schon abbringen; bis zur nächsten Ernte werden die Mandeln nicht so gewaltig abschlagen.»

Im gleichen Brief ist auch von dem Geschäftszweig die Rede, der Alexander besonders gut lag:

«Mit dem, was Du mir in Deinem lieben Brief von gestern wegen dem Krapp³ schreibst, bin ich vollkommen einverstanden.»

Am 14. Februar 1852 schreibt er:

«Nach der Geschäftigkeit zu urteilen, die die Franzosen bei Verkauf des Krapps und der Garancine an den Tag legen, haben beide Artikel ihren Glanzpunkt erreicht, also zaudere nicht mit Losschlagen Deiner 8 Fässer. Zwar hört man noch von keinen Abschlügen, dennoch traue [ich] dem Ding nicht ganz und deshalb habe [ich] Dich wiederholt aufgemuntert zu verkaufen. – Es kann sein, dass ich mich irre, weil irren menschlich ist. Du darfst aber dessen ungeachtet mit Deinem Bénéfice zufrieden sein.»

Was in diesem Brief folgt, zeigt, dass auch die «Herren»-Fabrik in das Krappgeschäft involviert war, aber im Moment andere Sorgen hatte:

«Herr Felix Jenny⁴ ist von seinem Arzt, Herr Doctor Imhof in Aarau, vor 8 Tagen nach Hause geschickt worden. Seither nimmt er zusehends ab und heute muss er gar schwach sein und viel verworren reden, so dass man seinem Ende entgegen sieht. Joachim ist öfters bei ihm und hat daher keine Zeit zur Privatkorrespondenz und zu den Crappproben, was Du entschuldigen willst.»

Im gleichen Brief findet sich noch eine Bemerkung zur Frage der Kapitalbeschaffung:

«Herr Kaeberlin ist übrigens als ein furchtsamer Banquier bekannt. Er würde selbst dem lieben Gott nur einen beschränkten Credit eröffnen.» Gleich zweimal kommt in den Briefen etwas Klatsch vor, der beidemale die gleiche Familie betrifft. Am 23. Juni 1851:

³ Krapp war, bis er von einem synthetischen Farbstoff abgelöst wurde, für die Türkischrotfärberei unverzichtbar. Der rote Farbstoff stammt aus der Wurzel der Pflanze *Rubia tinctorum*.

⁴ Felix Jenny (1819–1852) war der Bruder der Rosa Tschudi-Jenny und der 1851 im Kindbett verstorbenen Cleophea Ritter-Jenny. Er wäre Ende 1852 Joachim Tschudis Schwager geworden.

«Letzten Donnerstag hatte Jungfer Didi Trümpy (Herrn Landmajors⁵ in Ennenda jüngere Tochter) Hochzeit im Stachelberg mit Herrn Hertach von Paris (dem Schwager von Magdalena Leuzinger). Da er Stiefbruder von der jetzigen Frau Landmajorin ist, so ist er gleichzeitig auch Oncel von seiner Frau oder sie seine Nichte.»

Und am 15. Juli 1851:

«Ferner soll ich der lieben Marie melden, dass auch Jungfer Regula Trümpy⁶ Landmajors in Ennenda, sich nun mit Herrn Fritz Trümpy (von Herrn Fabrikant Balthasar Trümpy [1802–1840] aus der Firma Barth. Jenny & Cie.) definitiv versprochen [hat]. Darüber [ist] hin und wieder Jubel und anderwärts wieder lange Gesichter.»

Was man nach und nach über die Person Rudolf Hanhart zu wissen bekommt, ist vorwiegend Alexanders Briefen zu entnehmen und später jenen seiner jüngern Tochter. In seinem schon erwähnten Brief vom 21. Januar 1852 offenbart er sich selber:

«A Propos! Ich muss Dir doch auch das Urteil mitteilen, welches die Redaction der Illustrierten Leipziger Zeitung über mich gefällt hat nach meiner Handschrift. (Sie beurteilen die Menschen nach der Handschrift wie Lavater nach der Physiognomie und Gall nach dem Schädel urteilen.) «Herr R.H.T. in D. Aus Ihrer Handschrift würde der Ungeübte schwerlich den Geschäftsmann herausfinden; wir sind aber auch der Meinung, dass Sie zum Geschäftsmann durchaus nicht geboren sind; die Wissenschaft wäre eher Ihr Fall. (...) Vorherrschender Verstand, weniger Phantasie (...)» Dies die Ansicht der Redaction. Meine Ansicht ist, dass ich mehr Phantasie als Verstand habe.»

Ein wiederkehrendes Briefthema ist die Landsgemeinde. Am 20. Oktober 1851 berichtet Alexander über die Wahlen an der 1851er-Herbst-Landsgemeinde, die in einer uns fremd erscheinenden Weise verliefen:

«Als Nationalrat [wurde] Herr Landammann [Caspar] Jenny einstimmig [gewählt]. Nach langer, z. T. stürmischer Debatte – worin die einten Parteien (unzweifelhaft die grösseren) Herrn Ratscherr Dr. [Joachim] Heer und die andern Parteien Advocat [Kaspar] Kubli wählen wollten, [aber] sich schliesslich beide Herren bei ihrer Ehre gegen jede Wahl [verwahrten] – wurde nach verschiedenen Vorschlägen (wobei auch [alt] Landammann Schindler in Zü-

⁵ Fridolin Trümpy (1799–1870) und dessen dritte Frau Elsbeth Trümpy-König (1796–1860). Didi (Katharina) Trümpy (1831–1863) hatte am 19. Juni 1851 Caspar Hertach (1812–1867) von Niederurnen geheiratet.

⁶ Regula Trümpy (1829–1892), die ältere Tochter des Landmajors, war mit Fridolin Trümpy (1826–1876) verheiratet. Die beiden Landmajor-Töchter stammten aus dessen erster Ehe mit Ursula Dinner (1806–1836). Zwei Söhne des Landmajors, Fritz Trümpy-Trümpy (1825–1875) und Jakob Trümpy-Blumer (1833–1896), waren 1856/57 zusammen mit Teilhabern der Firma Bartholome Jenny & Cie. an der Errichtung der grossen Druckerei in Mitlödi beteiligt.

rich genannt wurde) mit einstimmigem Mehr Criminalgerichtspräsident Doctor Joh. Trümpy [1798–1861] gewählt, obschon er diese Wahl ebenfalls abzulehnen suchte. Es war eine heisse Wahlschlacht, denn die Sonne schien zuletzt sehr warm.»

Den nächsten Brief, vom 1. Dezember 1852 datiert, schreibt Alexander Spelty nun wie alle folgenden in Netstal. Es beschäftigte das, was «in der Herren» vorging, die beiden Schwäger immer wieder – auch in diesem ersten Netstaler Brief:

«(...) und übermorgen verreisen Joachim und ich mit unsern Mesdames nach Zürich und somit gibt es noch allerhand vorzubereiten. Mittlerweile wird Euch der genannte Schwager den Verkauf der Liegenschaft vom 23. November, sowie auch die endliche Erledigung der Liquidationsfrage vom 28. November mitgeteilt haben. Ich konnte mich lange nicht entschliessen, in den sauren Apfel zu beissen, bin indessen doch froh, dass diese leidige Geschichte beseitigt ist. Herr Ratsherr Peter Jenny-Tschudi sind wir sehr zu Dank verpflichtet.»

In der Tat wurde am 30. November 1852 «zwischen den Erben von Herrn Hs. Caspar Tschudy sel. in der Herren unter nachgesetztem Datum (der «Auskaufs-Vertrag») abgeschlossen» – im Beisein von Peter Jenny d. Ae. und mit Zuzug sämtlicher Beteiligten unter Bekräftigung durch ihre Namensunterschrift Hch. Tschudi in d. Herren, Joachim Tschudi in d. Herren, Regula Tschudi née Dürst, Jost Luchsinger, Joachim Zopfi, Pfister, als Vogt der Regula Stüssi geb. Tschudi, Alexander Spelty für seine Frau Verena geb. Tschudi, Rudolf Hanhart für seine Frau Anna Maria geborene Tschudi.»

Der «saure Apfel» wird darin bestanden haben, dass Heinrich und Joachim Tschudi als Käufer auftraten, alle andern aber als Verkäufer auftraten [mussten]. Zu teilen hatten die sieben Erben schliesslich Fr. 77 000.–.

Aus dem Brief Alexanders vom 2. Januar 1853 geht hervor, dass mit diesem Vertrag die Sache noch nicht erledigt war:

«Die zwei Schwäger in der Herren sind noch nicht ganz einig, dessen ungeachtet habe [ich] an Joachim gesagt, bei seinem gerechten und billigen Begehren fest zu verbleiben. Meine liebe Véréne und ich waren letzten Freitag dort und haben alles wohl und munter angetroffen.»

Die beiden Herren waren aber nicht nur mit ihrer Fabrik beschäftigt, wie Alexander am 1. März 1854 nach Diessenhofen berichtet:

«Vorgestern waren Véréne und ich über Mittag in der Herren, wo wir ebenfalls alle recht munter angetroffen haben. Die liebe Mutter und Rosa lassen Euch vielmal grüssen. Joachim und Heinrich waren in Glarus, der erstere in Militärangelegenheiten (...) und der letztere in seinen Privatprozessgeschichten.»

Am 11. April 1854 kann Alexander endlich berichten:

«Letzten Freitag war [ich] in der Herren, wo [ich] alles gar prächtig in der

Ordnung antraf. Sie lassen Euch alle herzlich grüssen. Mit Joachim habe [ich] ernstlich gesprochen, er soll endlich alles aufbieten, um ihre Societätsangelegenheit zu ordnen, und nicht rasten, bis Heinrich Hand ans Werk legt. Er versprach es mir.»

Das Geschäft wurde drei Jahre nach Johann Caspars Tod immer noch unter der alten Bezeichnung geführt. Es mussten die Firmenleitung und die Beteiligungen geregelt werden – und das bei dem nicht einfachen Verhältnis zwischen den Halbbrüdern Heinrich und Joachim. Dank der Heirat mit Rosa Jenny war Joachim in der Lage, sich stärker zu beteiligen. An einer Regelung war auch Rudolf Hanhart interessiert, der Teilhaber werden wollte, wenn er es faktisch nicht schon war.

Am 16. Juni kommt Alexander auch auf die Rolle zu sprechen, die seine Schwiegermutter, Johann Caspars Witwe, «in der «Herren» spielte oder zu spielen hatte:

«Die arme Mutter ist immer stark an die Rotfärberei etc. und an den Garten gebunden. Hoffentlich werden die Herren Söhne ihr auch ein entsprechendes Jahresgehalt aussetzen. Wieviel weiss sie aber selber nicht; denn die Herren sind immer so beschäftigt, dass sie nicht einmal dazu kommen, ihren Gesellschaftsvertrag in Ordnung zu bringen, geschweige denn solche Nebensachen. (...)

Ich war noch nicht in der Herren. (...) Hingegen erfreute uns die liebe Mutter am Pfingstmontag Nachmittag mit ihrem angenehmen Besuche. Sie konnte nicht früher kommen, weil der liebe Peter starkes Zahnfieber hatte. Jetzt geht es ihm gottlob wieder ganz gut. Weil am Mittwoch die Installation oder Reconstitution des Landrates war, welcher der liebe Joachim in seiner amtlichen Stellung beiwohnen musste, so war die gute Mutter gezwungen uns am Dienstagabend zu verlassen. Sie versprach jedoch, uns bald wieder mit einem längeren Besuche zu erfreuen.»

Und am 20. Juni heisst es: «Soeben von Schwanden mit meiner Madame zurückgekehrt. Wir haben die liebe Mutter, Joachim, Rosa und Peter recht wohl angetroffen, und [da] Du also heute Morgen einen Brief von Joachim erhalten haben wirst, so habe [ich] keine Zeit mehr, Dir viel von unserem Besuche zu erzählen. Wir haben zu Ehren des heute (nach dem Tag und nicht nach dem Datum gerechnet) vor einem Jahr geborenen braven Peter gut zu Mittag gegessen und getrunken. Toastiert hat niemand, denn wir mussten die kurze Zeit unseres Aufenthaltes zu Geschäftsverhandlungen benutzen.»

Die neue Firma unter der Bezeichnung «Tschudi & Co.» kam auf den 1. Januar 1855 zustande – mit Heinrich und Joachim Tschudi als Zeichnungsberechtigte und Rudolf Hanhart als Kommanditär – mit Anteilen am Betriebs-

kapital von 22,5 %, 51 % und 26,5 %. Hanhart wird bei seinem Besuch im November in Schwanden die Sache mit den Schwägern ins Reine gebracht haben.⁷

- 2 -

Der Brief vom 2. Januar 1853 enthält einen längeren Bericht über einen eben an diesem Tag «von Frau Doctor Trümpy⁸ arrangierten Gesellschaftsabend» mit einer dabei «ausgemachten» Schlittenfahrt nach Linthal. Dort trank man zuerst Caffé und ass dann «Pasteten, Schmalztünkel und viele Fuder Eisenhüchli⁹, die gar köstlich präpariert waren». Nach dem Nachtessen wurde «getanzt, Spieler gemacht und mitunter poculiert». «Zum Abschied um 3 Uhr» gab es noch einen Punsch, «und fort ging es wieder im sausenden Galopp. Um 5 Uhr waren wir wieder zu Hause, wo wir ungewiegt einschließen.»

Im Juli 1853 muss es sehr heiss gewesen sein – und für die Hanharts in der «Sonne» noch heisser. Am 11. Juli schreibt Alexander:

«Herrn Rudolf Hanhart im Schatten in Diessenhofen. Mein lieber Schwager! Zu unserer grössten Verwunderung vernehmen wir aus Deinem Wertem vom 8. dies, (...), dass Ihr plötzlich aus der schönen, freundlichen und neuen Sonne in den trüben, unheimlichen Schatten (wie bekannt, ist der Schatten älter [als] das Licht, denn der liebe Gott hat ausgesprochen: «Es werde Licht!», aber vom Schatten sagt er nichts, er war schon da) dislociert seien. Es kommt uns dies ganz unbegreiflich vor, wie Ihr diesen Entschluss fassen konntet, und konnte ich nicht den Satz aus Eurer Hochzeitspredigt, «und das Weib folget dem Manne», so würde sicher sowohl die gute grosse Marie wie die liebe kleine Marie dagegen protestiert haben. (...) Wir werden dennoch in Zukunft auf der Adresse der an Euch gerichteten Briefe das Domicil «zur Sonne» weglassen, ebenso aber auch die nähere Bezeichnung des neuen Wohnorts, weil «im Schatten» gar unsympatisch klingt, wie oben am Briefgiebel schon leibhaftig zu sehen ist.»

Alexander hatte mit dem Schwager wieder einmal sein Spiel getrieben. Daran bemerkenswert ist, dass es inzwischen in Diessenhofen zwei «Sonnenn» gab, die «alte» und die «neue». Die jüngere Hanhart-Tochter schreibt denn von «den beiden Sonnenhäusern» und einmal lassen «die Lieben in der alten Sonne» grüssen. Also war Rudolf mit seiner Familie in die «neue

⁷ Tschudi, S. 33.

⁸ Ursula Trümpy-Luchsinger (1817–1856), die Frau von Dr. med. Johann Jacob Trümpy.

⁹ Die «Eisenhüchli» wurden mit dem Brezeleisen «präpariert».

Sonne» umgezogen und hatte dem Bruder die «alte» überlassen. Im gleichen Brief folgt der Bericht über die Taufe von Joachim Tschudis erstem Sohn am 10. Juli 1853 mit der Feier in der Kirche und dem Essen «in der Herren». Der Täufling hiess «Peter» nach dem Onkel Peter Jenny-Tschudi «älter». Taufpatin war Tante Verena Spelty-Tschudi. Nur mit Mühe kann man Alexanders Auslassungen mit dem deutlich antiklerikalen Akzent noch humorvoll nennen:

«Ich übergehe ganz kurz die heilige Handlung aus Furcht, ich möchte einschlafen, weil schon gestern Nachmittag bis an meine Person der Götti vom Heinrich, der Götti vom Johannes, der Götti vom Balthasar und der Götti vom Samuel, sowie alle Väter und Verwandten der 5 getauften Buben, Mädchen waren keine, ob der kurzweiligen Kinderlehre Herrn Pfarrer Ritters harmlos und fest einschliefen.»

Anscheinend stellte der Pfarrer den anwesenden Söhnen und Töchtern Fragen, die sie nicht beantworten konnten, «so dass dadurch ganz lange lautlose Pausen entstanden, wenn die Schläfer durch ihr unschuldiges Schnarchen nicht die heilige Stille hin und wieder unterbrochen hätten».

Was wohl der fromme Schwager in Diessenhofen darüber gedacht hatte?

Auch der anschliessende Bericht über das Taufessen zeugt davon, dass man «es» sich leisten kann:

«Die ganze also zahlreiche Gesellschaft hat den jungen Peter durch Essen und noch mehr Trinken gefeiert, so dass ihm sicher niemals Hunger und Durst in Sinn kommt, wenn er stets eine solche reichlich besetzte Tafel vor sich hat und so lange dabei sitzen bleibt wie wir. (...) Namentlich bin ich meiner majestätischen Gotte sehr verpflichtet, (...). Die Fische müssen schwimmen, Herr Vetter, sagte sie dann. Sie hätte aber ebenso gut zu mir sagen können, wie jener österreichische Offizier zu sich selber sagte, der Ochs und das Kalb, das Schaf, das Schwein etc. will saufen. Nun, in Gottes Namen, es ist überstanden.»

Jedenfalls sah sich Alexander gegen Schluss des Briefes veranlasst zu schreiben:

«Nun wollen wir noch ein paar Worte im Ernst miteinander reden.»

Es ging dabei um den Mehlpreis auf dem Markt in Zürich im Vergleich zu jenem in Richelles und um den «geringeren Richelles Weizen», der «nicht einmal den Vergleich mit dem polnischen» aushalte.

Der Brief vom 16. Juli 1853 beginnt harmlos geschäftlich, geht dann in eine seitenlange Tirade über, der man einen ausgelassenen bis unschicklichen «Stil» attestieren muss:

«Nächste Woche feiern wir auch ein eidgenössisches Fest, da solltest Du absolut nicht fehlen, ich lade Dich dennoch freundlichst und aufrichtigst ein, uns zu überraschen und demselben beizuwohnen. Es ist dies nämlich

der schweizerische Pastorenverein, oder wie unsere ländlichen Landleute sagen, der Basterverein, welcher übermorgen Abend eintrifft (...). Auf allen Höhen, selbst auf dem begletscherten Glärnisch flattern muntere schwarze Fahnen zum Willkomm der ehrwürdigen Gäste. Niederurnen hat ihnen einen colossalen Triumpfbogen zum Empfang aufgestellt. Es ist halt ein sehr frommes Dorf, dies sieht man schon an der kleinen Kirche, die stets im besten Stand gehalten wird, so lange das Dach nicht zusammenfällt. Netstal zieht einen Kranz von Alpenrosen und Holunderblüten vom Rautispitz bis zum Schilt, (...). In Glarus werden sie durch 101 Kanonenschüsse begrüßt, nämlich 5 auf je einen Mann, auf den Herrn Präsidenten 6 Schüsse. Damit sie nicht den Reissaus davor nehmen, diese friedfertigen Streiter, so geht eine Compagnie Scharfschützen mit gefällttem Bajonett durch die hohle Gasse vom Zeughaus bis zum Casino hinter ihnen her. Weil sie die Sonne scheuen (nicht wegen der Hitze, denn sie frieren beständig), so hat das glarnerische eifrige Comité Schatten bestellt. Könntest Du nicht vielleicht gleich von Deinem 25 grädigen Schatten mitbringen? (...) Die Freude ist allgemein, sogar die Erdäpfelstauden fangen an, sich mit ihrer Lieblingsfarbe (Schwarz) zu schmücken. (...) Wie Dir wohlbekannt, so ist bei diesen unsern lieben Freunden immer alles in das geheimnisvollste Dunkel gehüllt, deshalb ist meine heutige Offenbarung nur halboffiziell.»

Wieviel an der Passage ist Jux, wieviel ist Spott, wieviel ist Ernst? Bei anderer Gelegenheit nennt er einen Pfarrer «Pfaff». Er wird seine Gründe gehabt haben. Aber warum mutet er den Erguss ausgerechnet seinem frommen Schwager zu?

In den Briefen vom 16. Juli und 27. November 1853 wird Familiäres vermeldet:

«Heute abend erwarten wir die liebe Mutter auf einen sonntäglichen Besuch. Sie wird nun wohl endlich die Herren verlassen können, schreibe ihr und an Joachim, aber wie von Dir aus und verrate mich ja nicht.»

«Wir vernehmen mit herzlicher Freude, dass der böse Keuchhusten unserer lieben kleinen Marie im Abnehmen sei; hoffentlich sagt uns Dein Nächstes, dass das liebe Hausengeli nun endlich ganz davon befreit sei, was wir aufrichtig wünschen.»

- 3 -

Kommen wir auf die erst seit kurzem bestehende gemeinsame Geschäftstätigkeit der beiden Schwäger zurück, auf Alexander, den Krapp-Spezialisten, und Rudolf, den erfahrenen Handelsmann in Kolonialwaren. Der Markt für Krapp musste, wollte man mit Erfolg darin geschäften, von Saison zu Saison neu beurteilt werden, so etwa Ende 1852, am 1. Dezember:

«Der Grund des Gegenwärtigen ist eigentlich, Dir einen Brief von Herrn Bressy¹⁰ zu übermitteln, weil nach meiner Ansicht seine Präposition Beachtung verdient. Du hast Anlass, Deinen Krapp an die neuen Fabrikanten in der Herren zu verkaufen, und somit glaube [ich], möchte es Dir vielleicht dienen, wieder etwas besten Palena à Fr. 50.– einzutun, da zu diesem Preise (nach meiner persönlichen Anschauung) sowieso nichts zu riskieren ist. Sollten nämlich die Krapp-Limiten vorderhand nicht weiter steigen, wovon [ich] eher das Gegenteil garantieren möchte, so ist doch fast ganz sicher anzunehmen, dass sie bis nächsten Herbst, wo alsdann Dein Krapp für den Consum reif ist, noch mehr aufschlagen müssen, weil die Aussichten auf eine grosse Ernte zum voraus vernichtet sind, indem es ja total an Samen gefehlt hat, nicht nur voriges Jahr, sondern auch hauptsächlich diesen Herbst.»

Ein Jahr später, am 27. November 1853, werden ähnliche Betrachtungen voraus gegangen sein. Dann musste noch die geeignete Transportart gewählt werden:

«Ich habe sogleich Herrn Bressy Deinen neuen abgeänderten Auftrag nach Vorschrift zugesandt, d.h. die Spedition ganz zu Wasser. – Du sagtest mir aber in einem früheren Brief, man solle Dir die Ware wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit zu Land instradieren?!»

Für Kleesamen beispielsweise war Hanhart zuständig. Aber es ging, von den speziellen Kenntnissen des Marktes abgesehen, auch darum, mit seinen persönlichen Beziehungen dem andern ein Geschäft zu vermitteln:

«Von Herrn Wilhelm Burger in Zell am Hammerbach erhalte [ich] soeben folgende Nachfrage: «Sie schrieben mir früher von Kleesamen, den Sie in Mannheim liegen haben, und da ich nun vielleicht Absatz hierfür wüsste, so wollen Sie mir gefälligst unter Angabe des Quantums und des billigsten Preises ein Muster recht bald einsenden.» Falls Du also noch etwas davon in Mannheim lagern hast, so schreibe diesem Freund gefälligst directe, um keine Zeit zu verlieren, und sende ihm das gewünschte Muster. Mir bitte dann auch die geforderten Preise und die Conditions mitzuteilen, und will ich dann das Meinige beitragen, damit das Geschäft zustande kommt.»

Im selben Brief ist von weiteren Produkten die Rede:

«Wegen Rosinen und Corinthen erlaube [ich] mir, Dich auf meinen letzten eingesandten Triesterbericht der Herren Burgstaller & Scharff und des vorliegenden des Herrn Stettner zu verweisen. Schriftliche Nachrichten über diese Artikel habe ich in letzter Zeit keine erhalten, da ich aber dem ersteren

¹⁰ Herr Bressy war in jenen Jahren Alexander Speltys wichtigster Krapp-Geschäftsfreund, mit dem er sogar im Militärdienst während des Sonderbundkrieges korrespondiert hatte. Vgl. JHVG, Heft 77, S. 37.

Hause (das letztere will sich heuer nicht damit befassen) morgen ohnehin schreiben muss, so werde [ich] nähere Auskunft verlangen und Dir alsdann mitteilen.»

Damit der eine von Netstal und der andere von Diessenhofen aus operieren konnte, mussten selbst kleinste Details beachtet werden. Das Folgende steht im Brief vom 11. Juli 1853 und gehört zu den «paar Worten», die es nach den ausgedehnten polemischen Spässen «noch im Ernste miteinander» zu reden gab:

«Indessen sende [ich] Deinem Wunsche gemäss alle vorrätigen Muster (Weissmehl) hiemit an Dich ab, bitte Dich aber, mir solche talequale und wieder wohlverpackt und unversehrt recht bald zu retournieren, da [ich] nur diese Proben besitze und somit sie nicht mehr zu ersetzen im Falle bin. Andererseits findest Du ein Verzeichnis darüber, achte wohl, dass Du mir die Papiere, womit sie umwickelt sind, nicht verwechselst, es wäre dies sehr fatal.»

Für Korn und Weizen war grundsätzlich Rudolf Hanhart zuständig, was aber nicht ausschloss, dass Alexander Spelty auch diesen Markt zu kommentieren verstand. Am 16. Juli 1853 schreibt er Folgendes:

«Die letzten Weizenpreise in Marseille stimmen jedenfalls nicht mit den Zürchern [überein], und warum nicht? Weil Du den 8 Tage früheren Mar-seiller Markt mit dem 8 Tage früheren Zürcher Markt vergleichst. Vergleiche nun den Dir in Abschrift beige-setzten Brief vom 8. Juli und die Zürcher Preise vom nämlichen Tag, so wirst Du einen merklichen Unterschied zu Deinen Gunsten finden, denn seit einiger Zeit kauft man in Marseille vor-teilhafter als auf den deutschen Märkten, weil namentlich Weizen auf den letzteren nach Verhältnis mehr aufgeschlagen hat als dorten.»

Es war aber Hanhart, der mit diesen Artikeln handelte – im gleichen Brief heisst es:

«Wenn Du in Korn und Weizen speculieren willst, so fragt sich nur, wie ist der diesjährige Stand der Ernte, genügt er dem grossen Consum oder eben nicht, und wie steht der Einstandspreis zu dem des Erlöses. Die alten Vor-räte sind ziemlich erschöpft und fallen mit keinem Gewicht mehr in diese Waagschale, sondern die heurige Ernte ist allein massgebend.»

Nach dem Brief vom 21. Februar 1854 hatte der Schwager offenbar mit Erfolg spekuliert:

«Wir vernehmen gerne, dass Du nicht nur Deinen Weizen mit gutem Ge-winn verkauft hast, sondern dass Ihr auch recht munter seid.»

Es ging dann, wie dem Brief vom 1. März 1854 zu entnehmen ist, wie folgt weiter:

«Ich nehme aus Deinem Werten vom 23./24. Februar Notiz, dass Du der-malen keine Lust hast, Dich in Weizenspekulationen einzulassen, weil Du glaubst, dass die beste Zeit schon verstrichen sei und dass wir uns der Jahres-zeit des grossen Überflusses und der Wohlfeilheit mit schnellen Schritten

zueilen. (...) Wie stimmt aber diese Ansicht mit Deiner Kriegsfurcht überein? Seit wann hat man erfahren, dass die Lebensmittel, auch wenn es gegen das Frühjahr ging, billiger und abondanter [im Überfluss vorhanden] wurden, wenn wir schon im Krieg waren oder einem Krieg entgegen gingen, sei derselbe in der Nähe oder in der Ferne gewesen? Aus diesem schliesse ich mit Vergnügen, dass Deine Angst vor einem Krieg nur fingiert ist, dass Du Dich damit über andere lustig machen willst.»

Alexander packt am 1. März 1854 die Gelegenheit, sich mit Spott und Witz zum Geschäft zu äussern:

«Ebenso freut es uns zu vernehmen, dass Du an der letzten Partie Weizen ein respektables Béné gemacht hast. Herr J. R. Lichtenhan beweist mir mit seiner Gratulation nur, dass er ein Basler ist, d.h. mit andern Worten ein feiner Kauz ist, der, nachdem er sich wacker gesättigt [hat], seinem hungernden Freunde glauben machen will, er müsse jetzt auch satt sein. – Erkläre mir aber, warum in Basel die Getreidepreise höher als in Zürich stehen? Können die Basler Herren etwa weniger rechnen als die Zürcher Müller und Glarner Bäcker?»

Es hatte Alexander sicher erstaunt, dass Schwager Rudolf ihn fragte, «ob er den gegenwärtigen Moment für Getreide günstig halte». Am 19. Oktober antwortet er:

«Es dünkt mich merkwürdig, dass Du meinen Rat einholen willst, während Du von allem besser unterrichtet bist als ich; denn mir gehen die deutschen Fruchtberichte¹¹ ab, auch entbehre [ich] der Schweizerischen Handels- und Gewerbezeitung sowie der Preussischen Handelszeitung, die diesen Artikel erschöpfend behandeln.»

Weiter unten im Brief vom 1. März 1854 befasst sich Alexander auf seine Art mit dem vom Schwager befürchteten Krieg:

«Da wir Majestäten nicht wissen, wann wir persönlich in Krieg müssen, so will ich mich auch durchaus in keine Abrede auf einer Sommer-Conferenz einlassen, wir sehen uns dann an der Donau, vis à vis vom übermütigen Kollegen Niclaus und zur Seite des tapferen Bruders Napoleon und des wackeren Sultans sowie der holdseligen Victoria, an deren Seite Du als der jüngere zu sitzen kommst. Die Hauptsache ist, dass Ihr Euch alle wohl befindet, was wir von uns gottlob auch melden können.»

Nun brach am 27. März dieses Jahres tatsächlich ein Krieg aus, der gut zwei Jahre dauern sollte. Zar Niklaus I. versuchte am «kranken Mann am Bospo-

¹¹ Die «Fruchtberichte» orientierten über den «Frucht»-Handel. Mit «Frucht» ist Brotgetreide wie Korn, Weizen, Roggen, Dinkel etc. gemeint.

rus» vorbei seine Macht Richtung Orient auszudehnen. Damit kam er aber den Engländern in die Quere, die ihren Weg nach Indien gefährdet sahen. Napoleon III. unterstützte aus eher persönlichen Gründen Englands Politik. So schlossen sich England und Frankreich der Türkei an, als der Sultan Russland den Krieg erklärte. Österreich beschränkte sich darauf, Truppen an die russische Grenze zu verlegen, um ein Vorrücken Russlands auf dem Balkan zu verhindern. Am 14. September 1854 landeten englische und französische Armeen mit 400 Schiffen auf der Krim.

Am 20. März 1854 muss auch Schwager Alexander einsehen, dass der Krieg, der als Krimkrieg¹² in die Geschichte einging, unvermeidlich war, und kommentiert die Lage ziemlich sarkastisch:

«Falls Du wirklich Lust hast, in Schwefel und Salpeter zu spekulieren, so darfst Du mir das nur schreiben, ich werde Dir billige Offerten stellen, damit Du umso eher veranlasst werdest, mittels denselben den aus den Fugen gegangenen europäischen Weltfrieden zusammenzuleimen und zu kitten. Eitel Flickwerk. Zuerst soll er in tausend Stücke fahren und dann baut man ihn ganz neu und solid auf einem guten Fundament auf.»

Ob der letzte Satz ironisch gemeint ist oder nicht – fest steht, dass weder «college Niclaus», «Bruder Napoleon», der «wackere Sultan» noch die «holdselige Victoria» mit ihrem ersten Minister aus der Geschichte etwas lernen.

Noch wurde damals das Schiesspulver aus Salpeter (Kaliumnitrat), Schwefel und Holzkohle hergestellt. Was am 20. März noch Spass war, war es am 1. April nicht mehr. Auf der nach Diessenhofen übermittelten Preisliste für Kaffee und Gewürze tauchen plötzlich Schwefel und Salpeter auf. Für diese Stoffe wird die «Kauflust» nicht wie für andere «verloren» gegangen sein. Überhaupt waren jetzt die Preise nicht mehr allein von Angebot und Nachfrage abhängig.

Am 21. Mai 1854 heisst es:

«Wir haben auch stets warmes und fruchtbares Wetter, welches uns so Gott will einen gesegneten Herbst verspricht. Ich habe ja voraus gesagt, dass die Fruchtpreise vor dem Herbst nicht merklich fallen werden. Es konnte dies gar nicht anders kommen, im Gegenteil erfordert es in allen europäischen und überseeischen Ländern eine reichliche Frucht- und Kartoffel-Ernte, wenn wir einen wohlfeilen Winter haben wollen. (...) Und wer garantiert uns, dass der Krieg sich nicht bis in den Winter verlängert?»

Ins Sortiment der beiden Handelsmänner gehörte anscheinend auch «chemisch reines blaues ägyptisches Vitriol», das nun «wie alle Metallpräparate» aufgeschlagen hat und das – wie es im Brief vom 27. September heisst – «solange das Kupfer nicht wohlfeiler wird», auch nicht billiger werde.

¹² Mann, S. 251; Daten 1, S. 309.

Am 8. Oktober kommt der Krimkrieg nochmals zur Sprache:

«Bis zu jener Zeit (in 5 bis 6 Wochen) wird wohl die ganze Krim und nicht nur Sevastopol anglo-französisch sein, wo nicht, so ziehen wir miteinander ins Feld, um diesen hartnäckigen Krieg mit einem Schwertstreich zu beenden. Mich haben die Zeitungen diesmal nicht wie die andern gekrönten Häupter mit der Einnahme von Sevastopol mystifiziert, denn ich habe an diese Nachricht nicht geglaubt, weil es mir absolut unwahrscheinlich schien, eine solche Festung in so kurzer Zeit nach der Landung zu nehmen, wie wenn sich meine tapferen Russen gar nicht gewehrt hätten.»

Es versteht sich, dass Alexander als der Halbrusse, der neun Jahre in St. Petersburg gelebt hatte, von «meine[n] tapferen Russen» schreibt.

Die Festung Sevastopol wurde in Wahrheit vom 29. September 1854 bis zum 10. September 1855 belagert, was 18 000 englischen Soldaten das Leben kostete. Frankreich verlor im Krieg fast 100 000 Mann. Zar Alexander II., der Sohn Niklaus I., führte den Krieg, der Russland um seine Vormachtstellung gebracht und auch sonst geschadet hatte, im März 1856 zu Ende. Im Frieden von Paris wurde das Schwarze Meer neutralisiert und der Bosphorus für Kriegsschiffe gesperrt. Napoleon III. erwarb sich dabei grosses Ansehen, und Frankreich rückte einstweilen zur ersten Macht auf dem Kontinent auf, was für ein bevorstehendes Ereignis in der Schweizergeschichte nicht unwichtig war. Zar Alexander II. ging als «Befreier» in die Geschichte ein. Er schaffte die Leibeigenschaft ab und wollte eine einigermaßen konstitutionelle Ordnung einführen. Am Tag, als er den Erlass unterschrieb, am 1. März 1881, fiel er auf der Fahrt durch St. Petersburg einem Attentat zum Opfer. Als Reaktion darauf verfolgte sein Nachfolger, Alexander III., eine repressive und reaktionäre Politik – mit fatalen Folgen nicht nur für Russland.

Wie es nicht selten der Fall ist – oder doch war: Kriege können für jene, die davon nicht direkt betroffen sind, durchaus von Vorteil sein. Der Krimkrieg brachte 1854/56 der Glarner Textilindustrie, besonders der Yasmusdruckerei, eine gute Konjunktur, weil die Türkei, in die aus England und Frankreich für den Truppenunterhalt reichlich Geld floss, ein gutes Absatzgebiet wurde – vorübergehend, wie sich zeigen wird. Die schon erwähnte Aufnahme des Batik-Druckes für türkische Sarongs «in der Herren» hing mit dem Krimkrieg zusammen.¹³ Als sich Anfang 1853 «hinten in der Türkei» der Konflikt anbahnte, der sich zum Krimkrieg entwickelte, zog Alexander, wie der Brief vom 2. Januar zeigt, diesen ziemlich gelassen in seine Krapp-Spekulationen ein:

¹³ Jenny, Handel 2, S. 457.

«Wenn der Frieden gesichert bleibt, zu dessen Trübung [ich] noch nicht die mindeste Veranlassung sehe, so muss natürlich infolge der Missernte und namentlich wegen allgemeinem Mangel an Samen und weil gar kein alter Krapp mehr zum Verkaufen vorhanden ist, während voriges Jahr noch genug alte Vorräte sich zeigten, [wird] der Krapppreis noch ziemlich steigen. Die Consumenten sind auch nicht sehr mit diesem Pulver versehen, und die Nachfrage wird sich deshalb schon einstellen.»

Am 20. März 1854 erwartete Alexander Spelty das Ende des Krieges, und entsprechend fällt seine Beurteilung des Marktes aus:

«Der Brief von Herrn Bressy folgt hiermit zu meiner Entlastung retour. Ich war bereits durch ihn selbst vom Versandt von 13 Fass [Krapp] unterrichtet. Seine Familie (...) lebt seit einem Jahr in Marseille. Er bleibt nur über den Sommer bei [ihr], und wenn die Krappwurzeln wieder an den Ohren genommen werden, kehrt er nach Pernesedes Entrayques zurück, um sie zur Strafe zu Pulver zu vermahlen. – Pressiere nur nicht mit dem Verkauf des Krapps, wenn der Spengler den geborstenen Frieden etwas gelötet hat, so werden die Preise schnell steigen, zudem wird die Ware mit dem Alter nur besser und nimmt sogar in den ersten drei Jahren an Gewicht zu (...). Jeder Consument zieht die alte der neuen Ware vor und zahlt willig je nach Qualität mehr dafür.»

Am 21. Mai:

«Herr Bressy bleibt bis zur Eröffnung der Krappcampagne in Marseille, da er jetzt weder in Entrayques noch in Perues etwas nützt. Über Krapppreise weiss ich Dir heute wahrlich nichts zu berichten, weil [ich] ohne jede Nachrichten bin und solche erst in 4 bis 5 Tagen, in Antwort meiner Briefe, erwarte.»

Und am 16. Juni:

«Wegen Crapp! Neue Notierungen weiss ich keine, und da keine Geschäfte hierin von Erheblichkeit gemacht werden, so hört man nicht einmal davon reden. Nur soviel kann ich Dir mitteilen, dass die Holländer bereits mit der bessern Garancine, infolge einer kleinen Reprise der Rosée Wurzeln in Avignon, etwas gestiegen sind. Ich habe vor mehreren Tagen nicht nur nach Avignon, sondern auch an Herrn Bressy geschrieben, um Auskunft zu erlangen, die [ich] Dir seinerzeit gerne mitteilen will.»

Im Brief vom 9. November 1855 ist zu lesen, dass eine Rotfärberei den Besitzer wechselt und dass möglicherweise ein Abnehmer von Rosée¹⁴ verloren geht:

«Sonst weiss ich hier keinen Roséekäufer, da [die] Herren Fridolin Staub & Co., («auf der Abläsch» in Glarus) aus Gesundheitsrücksichten und weil

¹⁴ «Rosée» ist ein hellroter Farbstoff, der aus einer besondern Krappsorte gewonnen wird.

sie für ihr Etablissement eine grosse Summe gelöst haben, das Rotfärbereigeschäft gänzlich liquidieren.»

Das wird am 18. November ergänzt:

«Herr Brunner¹⁵ hat die Staub'sche Rotfärberei an sich gekauft.»

- 4 -

Nur auf einem Nebenschauplatz wirkte sich der Krimkrieg für das Glarnerland nachteilig aus. Die Südostbahn-Gesellschaft war für die Ausführung der Bahnlinien Rorschach–Chur und Rapperswil–Sargans mit der Zweiglinie Weesen–Glarus, für die sich die Glarner Farikanten stark gemacht hatten und für welche die Landsgemeinde 1853 die Konzession erteilt hatte, auf das Geld kapitalkräftiger Engländer angewiesen. Der Krimkrieg veranlasste diese, sich vom Geschäft zurückzuziehen, was das Vorhaben verzögerte. Nach dem Zusammenschluss von «Südostbahn», «Glatttalbahn» und «Appenzellbahn» zu den «Vereinigten Schweizerbahnen» kam eine Verbindung mit dem Pariser Bankhaus Rothschild zustande. Anfang 1859 fuhr der erste Eisenbahnzug nach Glarus. Die Zweiglinie Weesen–Glarus wurde 1875 mit der Linie Ziegelbrücke–Näfels zum sogenannten «Gleisdreieck», das bis zum Ersten Weltkrieg bestand, ergänzt. 1879 folgte die Weiterführung bis Linthal.¹⁶

Der Ausbau des Schienennetzes und der Anschluss des Wohnortes war Mitte der 1850er-Jahre in Netstal und in Diessenhofen ein Thema. Es war damals absehbar, dass eine Reise vom Glarnerland an den Rhein oder umgekehrt weniger umständlich und schneller vonstatten gehen würde. Am 9. Februar 1854 heisst es in einem Brief Alexanders:

«Ist die Nordostbahn bald fertig? Im bejahenden Fall werden wir dann gleich nach Diessenhofen kommen, falls Ihr auch eine Zweigbahn erhaltet. Wenn nicht, so müsstet Ihr Euch geduldig darein fügen, bis die Eisenbahn uns von hier aus bis zu Euch in einem Zuge mitbringt.»

Der Anschluss Diessenhofens an das Eisenbahnnetz erfolgte erst in den 1890er-Jahren, für beide Schwäger um Jahrzehnte zu spät.

¹⁵ Es war Heinrich Brunner (1773–1857), zuerst Drucker, von 1809 bis 1825 Landschreiber und Kriminalrichter, der diese Fabrik am Giessen «auf der Abläsch» in Glarus gekauft hatte. Er hatte 1825 die etwas südlicher gelegene Fabrik seines verstorbenen Bruders Peter (1777–1825) übernommen und hatte mit dem Kauf der Staub'schen Fabrik die Gelegenheit benutzt, sein Etablissement zu vergrössern. Dieses wurde von Heinrichs Söhnen Jost Brunner-Streiff (1814–1904) und Heinrich Brunner (1830–1868), dann von Josts ältestem Sohn Johann Jakob Brunner-Jenny (1847–1940) und schliesslich von dessen jüngstem Sohn Friedrich Brunner-Trümpy (1861–1933) bis zur Liquidation 1905 weitergeführt. Vgl. Daten 2, S. 1398; Daten 3, S. 46f, 442ff, 478; Winteler, S. 121f; Jenny 2, S. 299, 368f, 372, 418f und 639.

¹⁶ Schweizerische Verkehrszentrale: «Schweiz Suisse svizzera» 6/1979. Zürich 1979. S. 9,12.

Zur nicht ganz einfachen Natur von Schwager Hanhart eine Stelle aus dem Neujahrsbrief vom 4. Januar 1854:

«Du hast uns, lieber Schwager, nie beleidigt, und deshalb haben wir Dir auch nichts zu vergeben. Gesetzt aber auch den Fall, Du hättest uns in dieser oder jener Beziehung Unrecht getan (was, wie gesagt, durchaus nicht geschehen ist), wer wollte wegen solchen Bagatellsachen zürnen, wenn man einander wirklich lieb hat.»

Dem gleichen Brief ist noch zu entnehmen, dass sich der Mann sogar sportlich betätigte:

«Mich schaudert, wenn Du in dieser Jahreszeit von Rheinbädern schreibst, wenn ich zum Fenster hinaus den Schnee besehe, obwohl heute ein starker ungestümer Föhnwind ganz warm daher braust. Der Rhein ist aber gewiss jetzt ganz klein und wird wahrscheinlich von den Dampfschiffen nicht befahren.»

Es schaudert Alexander ob den Rheinbädern aber nur, weil es Winter ist. Im Sommer sieht das nach dem Brief vom 11. April 1854 auch für ihn anders aus:

«Wenn es mir die Zeit erlauben würde, so käme [ich] von Herzen gerne wieder im Sommer (August) nach Diessenhofen, Eure herrlichen Rheinbäder zu profitieren, die mir in der Tat gute Dienste geleistet haben, aber da es nicht sein kann, (...), so bleibe ich allhier (...) und darf ich Dich somit nicht angagieren, den göttlichen Salvator¹⁷ auf mich hinkommen zu lassen.»

Alexander reiste im Mai 1854 nicht an den Rhein, sondern ins Welschland. Über Ziel und Zweck der Reise, nicht aber über das Transportmittel gibt der Brief vom 21. Mai Auskunft:

«Seit dem 13. dies [bin ich] von meiner diplomatischen Reise zurück, habe ich soviel Arbeit aufgehäuft gefunden, dass [ich] jedenfalls 14 Tage noch genug daran zu schaffen habe. Du wirst es mir nicht verübeln, wenn [ich] Dir nicht schon früher geschrieben [habe], zudem habe [ich] einen starken Husten heimgebracht. Die liebe Christina habe [ich] gottlob wohl und munter angetroffen, und obwohl sie sogar die Stunde meiner Ankunft wusste, so war sie ganz ausser sich vor Freude, als sie mich und Jost vor sich erblickte, so dass es mir ganz bange wurde um das arme Kind. Wir erlebten drei herrliche Tage miteinander, weil ich sie nach Yverdon mitnahm und beide bis zu meiner Abreise mit der Neuchateler-Post bei mir behielt. Jost gefällt [es] sehr gut in seinem schönen Clendy (so heisst nämlich die Vorstadt, wo die Pension steht). (...) Wenn Jost von seinen Lehrern ebenso gerühmt und von seiner Umgebung ebenso geliebt wird wie Christina in

¹⁷ «Salvator» – es dürfte damit auf das bayrische Starkbier dieses Namens angespielt worden sein, das gut zu einem Bad im Rhein passt.

Grandson, so ist es das Opfer wert, welches wir ihm bringen; denn ich muss selbst gestehen, dass Christina sich sehr zu ihrem Vorteil geändert und mir viel Freude verursacht hat.»

Sohn Jost hatte im Mai seine Lehrzeit im Welschland angetreten, wovon noch in andern Briefen die Rede sein wird. Es ist «der erste günstige Eindruck», der für den Vater zählt, auch dass «derselbe von längerer Dauer sein wird, wie ich hoffe». Sohn Emil war noch zu Hause und machte sich dem Vater nützlich, der sich am 21. Mai nach der Welschlandreise so dazu äussert:

«Ich habe ihnen [Christina und Jost] auch noch nicht geschrieben, sondern letzten Montag den Emil beauftragt, dem Jost die Landsgemeinde zu beschreiben, welchem Brief [ich] ein paar Zeilen beifügte. (...) Ich selbst war noch nicht in Schwanden seit meiner Rückkehr, teils wegen mangelnder Zeit, teils wegen meinem leidigen Husten. Du kannst Dir denken, ich habe schon mehrere Tage keine Cigarre mehr geraucht, das will gewiss viel sagen.»

Für die Glarner Landsgemeinde interessierte man sich in Diessenhofen immer, wie Briefen zu entnehmen ist, die die jüngere Hanhart-Tochter in den 1870er-Jahren schrieb. Nur findet die Landsgemeinde mit dem ersten Sonntag im Mai für Vater Hanhart – wie Alexanders Brief vom 21. Mai 1854 zeigt – in der falschen Jahreszeit statt:

«Er [Herr Deutsch senior in Richterswil¹⁸, den Alexander auf seiner Reise besuchte] lässt Dich und die ganze Sonnen-Familie vielmal grüssen. Ich sagte ihm, dass meine Frau Dich auf die Landsgemeinde eingeladen [habe], Du habest indessen die Einladung refüsiert, weil jetzt schon die Gewitter zu fürchten seien, was ihn sehr belustigte, da er Deine Wetterangst hinlänglich kennt. Das Reisewesen wird also im August wieder, so Gott will, im Triumph in Diessenhofen einziehen, um nicht nur allein ihre geliebten Anverwandten zu besuchen und dem europäischen Congress beizuwohnen, sondern um sich gleichzeitig in den dortigen Rheinbädern wieder zu restaurieren. Wir werden alsdann wohl Anlass haben, uns wegen einer gewitterlosen Reise ins Glarnerland zu beraten.»

Am 17. Juni schreibt Alexander, dass von Jost vor drei Tagen der zweite Brief eingetroffen sei und dass er unter anderem Folgendes geschrieben habe:

«Durch die Zeilen meines lieben Bruders habe ich etwas über die Landsgemeinde erfahren, aber lieber wäre es mir, wenn der liebe Papa die Güte hätte, mir eine Zeitung, die von der Landsgemeinde handelt, zu schicken.»

¹⁸ Conrad Deutsch war technischer Direktor der Türkischrot-Aetz-Druckerei in Richterswil, welche die in Neftenbach gefärbten Tücher bedruckte. Bis 1853 war Deutsch Geschäftsführer einer kleinen im Lohn arbeitenden Türkischrot-Aetz-Druckerei in Diessenhofen. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 483.

An der 1854er-Landsgemeinde fanden Erneuerungswahlen für die Stände-
räte, die Standeskommission (Regierungsrat) und die Gerichte statt. Es
wurde für 1855 wegen «ungünstigem Resultat» der Landesrechnung «wieder
eine doppelte Vermögens- und Kopfsteuer» beschlossen. Die Unterstützung
von Auswanderern wurde abgelehnt, obwohl sich Balz Winteler¹⁹ dafür ein-
gesetzt hatte. Dem Vorschlag, dass Schulinspektoren «auch ausserhalb der
Schulkommission» eingesetzt werden können, wurde zugestimmt. Für «aus-
serehelich schwangere Weibspersonen» musste das «Recht auf Vaterschafts-
klage» und der «Anspruch auf Geldentschädigung» neu geregelt werden. Der
Salzpreis wurde herabgesetzt und die Korrektur der Kleintalstrasse «von
der Engi bis zur Brumbachbrücke» wurde auf die nächste Landsgemeinde
verschoben. Dem Antrag betreffend die «Brodtare» (Brotprüfer) wurde zuge-
stimmt.²⁰

- 5 -

Weil sich die Verhältnisse für Alexander Spelty mit dem Austritt aus der
schwiegerväterlichen Firma gründlich geändert hatten, war vermutlich in-
zwischen die 1851 eingegangene «Association» mit Bruder Fritz aufgelöst
worden. Aber unversehens erscheint dieser wieder auf der Bildfläche:

«Dein wertees Zweites setzte uns teilweise in Verwunderung, weil wir von
seinem Vorhaben, sich an Dich wegen eines Vorschusses zu wenden, nichts
wussten. Bruder Fritz geht schon seit einiger Zeit mit dem bewussten Aus-
wanderungsgedanken um, und weder der gute alte Vater, noch wir sind
präzis dagegen, denn ich möchte nicht zeitlebens die Verantwortung und
die Vorwürfe auf mich nehmen, ihm vor dem Glück gestanden zu sein,
obwohl ich zum voraus fest überzeugt bin, dass er es auch in dem gerühm-
ten Goldlande²¹ auf keinen grünen Zweig bringt, wenn ihn das tolle Glück
nicht blindlings überschüttet. Auf der andern Seite aber muss ich auch be-
kennen, dass ihm im Vaterlande ebenfalls keine Rosen ohne Dornen blü-
hen. Mein Geschäftchen ist doch zu klein, um zwei Familien anstandsge-
mäss durchzubringen, und zwar umso weniger als [ich] an seiner Person
nicht jene erwartete Stütze hätte. Blicke er nun zu Hause, so würde er
partout heiraten wollen, und [es] fiel dann wahrscheinlich die Last dieser
zweiten Familie auch auf mich. (...) Was soll [ich] nun machen? Du hast je-

¹⁹ Balthasar Winteler (1812–1877) von Mollis, Drucker, Feldweibel, Landrat, beliebter
und gefürchteter Landsgemeinderedner. Vgl. Becker, B., Die Glarner Landsgemeinde
1861–1878. Glarus 1952. S. 32, 45 und 98.

²⁰ «Glarner Zeitung», Nr. 34, 14. Mai 1854, S. 119.

²¹ Die Redewendung vom «gerühmten Goldlande» hat damit zu tun, dass 1848 in der Ge-
gend von Sacramento in Kalifornien Gold gefunden worden war; 1849 setzte der Gold-
rausch ein. 1850 wurde der Staat Kalifornien gegründet – dank des Goldes mit Sacra-
mento als Hauptstadt.

denfalls gut getan, Dich vorerst bei mir zu erkundigen, und zwar aus verschiedenen Gründen.»

Er legt dann dar, dass keine fremde Hilfe beansprucht werden soll:

«(...), sondern der liebe Vater und ich werden dieses Opfer bringen. Freilich werden diese nur für einen bescheidenen Passagier berechnet sein und nicht für einen Baron, wie er aus Russland zurückgereist ist, welche Reise mich persönlich bare fl. 600 gekostet hat, ohne allerlei Gemüse, das ich auch berichtet habe. (...) Aber wie gesagt, hat er durchaus keine andere Hülfe nötig, nur dürfte vielleicht der Fall eintreten, dass ich Dich im Namen meines lieben Vaters und im meinigen um ein momentanes Darlehen (bis December) gegen Zinsvergütung von fl. 800–1000 angehen müsste. Ich habe letzten Winter grosse Auslagen für Reparaturen und Anschaffungen gehabt, (...) so dass [ich] wahrscheinlich selber nicht im Fall bin, für Fritz das nötige Reisegeld zusammen zu bringen, der später doch auch noch gelebt haben muss. – In diesem Falle also wäre ich so frei, bei Dir anzuklopfen. (...) Glaubst Du nicht auch, dass im Herbst besser die Reise zu unternehmen wäre als jetzt bei immer sich noch steigenden Hitze?»

Hätte Fritz Spelty (1818–1881), der das schwarze Schaf in der Familie verkörpert, nicht beim Schwager seines Bruders angeklopft, wäre weder er, noch seine Auswanderer-Geschichte ein Briefthema geworden:

«Wenn Du seinem Wunsche gleich entsprochen und die Barschaft gesandt hättest, d.h. direkt an seine Adresse, [wären] fl. 200 vor seiner Abreise schon teilweise vergriffen [gewesen], weil er leider den Wert des Geldes nicht kennt.»

Und nicht selten sind in jenen Zeiten die schwarzen Schafe in Amerika gelandet und haben sich dort aufgefangen oder sind dort untergegangen. Bruder Fritz lebte bis zu seinem Tode am 20. Juni 1881 in San Francisco.

Am 21. Mai 1854 bestätigt Alexander dem Schwager den Empfang des Geldes, dankt «verbindlich» dafür und bittet darum, ihm mitzuteilen, «unter welcher rechtsgültigen Form» er «eine Bescheinigung oder Obligation ausfertigen und einsenden soll».

Am Schluss des gleichen Briefes heisst es:

«Wann Fritz verreist, kann ich Dir nicht mit Bestimmtheit sagen, weil er es selber noch nicht weiss. Er erwartet vorerst noch einen Bericht von Havre wegen Abfahrt des Schiffes. – Vor ein paar Wochen erhielt ich einen interessanten Brief von Freund Kellersberger, schweizerischer Konsul in San Francisco, an den ich ihn also auch recommandieren werde, obwohl ihm bereits schon mehrere verdankenswerte Empfehlungsbriefe von hiesigen Handelshäusern versprochen sind.»

Vater Jost und Bruder Alexander waren ja nicht «präzis dagegen», dass Fritz sich zum «gerühmten Goldlande» hingezogen fühlte. Es kann darum nicht verwundern, dass Alexander über die Abreise und über die Fahrt nach

Havre, dem wichtigsten atlantischen Hafen Frankreichs, in mehreren Briefen nach Diessenhofen berichtete.

Am 2. Juli heisst es:

«Bruder Fritz (...) verreist nicht übermorgen, sondern nächsten Donnerstag, den 6. dies, wenn er seinen Plan nicht wieder ändert.» Dass an diesem Tag die Abreise tatsächlich stattfand, hat die Schwester Mascha Spelty²² festgehalten:

«1854: Heute, den 6. Juli, ist mein lieber Bruder Fritz nach St. Franzisco in Californien abgereist morgens 7 Uhr mit der Zürcher Post. Es war ein schöner und heiterer Morgen. Möge Gott der Allmächtige ihn in Seele und Leib glücklich und zufrieden machen.»

Diesen «aufrichtigen und sehnlichsten» Wunsch schrieb Mascha auf die Rückseite des Leumundszeugnisses des Netstaler Polizei-Vorstehers. Die Vorderseite ist ein Ausweis, der in russischer Schrift verfasst und mit einem russischen Stempel versehen ist. Fritz Spelty hatte 1836 schon einmal sein Glück als Auswanderer versucht – damals als Rückkehrer nach Russland.

Am 7. Juli:

«Am Mittwoch war das Wetter nachmittags bei uns sengend, abends hingegen kam der Regen wieder in Begleit[ung] eines starken Windes. Über Nacht wurde indessen der Himmel wieder hell und freundlich, so dass Fritz bei schönstem Sonnenschein von seinen lieben Bergen scheiden konnte. Heute regnet es dafür den ganzen Tag.» (...) «Morgen schreibe [ich] an Fritz nach Havre (...). Es wird ihn sicher freuen, noch vor seiner Einschiffung unerwartete Nachrichten von seiner Heimat zu erhalten.»

Hinweise auf die Berge, überhaupt auf die Landschaft, sind auch bei Alexander selten. Im Brief vom 7. Juli ist vom Klöntal und zwei frühen Touristen zu lesen:

«Am Dienstag hatten wir prächtiges Wetter und sehr heiss. Ich spazierte mit Herr Doctor Elmer ins Klöntal bis Mitte See, wo wir uns unter einem Felsen lagerten, von unserem mitgebrachten Schinken, Brot und Wein erquickten, eine gute Cigarre rauchten und dann wieder nach Hause trollten.»²³

Am 25. Juli 1854 kann er dann mitteilen, dass sich der Bruder jetzt «auf dem Wasser» befinden müsse – und am 27. September schreibt er von einem Brief des Bruders, der in Amerika abgeschickt worden ist:

²² Die damals noch ledige Schwester von Alexander Spelty, Maria Spelty (1826–1882) wurde in der Familie mit russischer Vergangenheit «Mascha» genannt.

²³ Dr. med. Josua Elmer (1815–1882), Appellationsrichter, Jahrgänger und Freund von Alexander Spelty, war zu der Zeit mit Regula Lutschg (1815–1857) verheiratet und hatte eine 1838 geborene Tochter, Christina. 1859 heiratete der Witwer Elisabeth Leuzinger (1841–1876).

«Dass wir am Bettag Abend einen grossen Brief vom lieben Bruder Fritz, datiert den 10. August unter dem Wendekreis des Krebses und aufgegeben den 16. August unter 11° nördlicher Breite und 31° Länge (nach dem Meridian von Paris), erhalten haben, hat Euch mein Weib schon erzählt. Er beschreibt seine 30 Personen zählende Reisegesellschaft der zweiten Cajüte und unterhält uns tagebuchförmig über die Merkwürdigkeiten von Wind und Wetter seiner Reise etc., was zu erzählen mir jedoch wahrlich nicht mehr zugemutet werden darf. Letzte Woche schrieb [ich] dann meinem Freund Kellersberger, um ihn zu avisieren und ihn demselben privatim zu empfehlen. Der liebe Gott möge ihn ferner von Sturm und Krankheit gnädig bewahren und ihn sicher und glücklich in den ersehnten Hafen von San Francisco recht bald geleiten.»

Alexander und die Seinen werden ziemlich erleichtert gewesen sein. Aber die Haltung dem Bruder, Schwager und Onkel gegenüber war zwiespältig. Sie schwankte zwischen Geringschätzung und Mitgefühl, zwischen Verachtung und Anhänglichkeit.

Bruder Fritz wird in Alexanders Briefen erstmals am 15. Juli 1851 erwähnt und dem Leser wird gleich klargemacht, wozu Fritz gebraucht werden konnte:

«Soeben sitzen Frau Tschudi²⁴ vom Adler und deren Schwester bei unserem oder vielmehr [bei] Deinem Caffé; ich habe keine Zeit, ihnen meine Aufwartung zu machen, und habe daher Deinen Altersgenossen, meinen Bruder Fritz, als Stellvertreter hingesandt.»

Seine Auswanderung nach Amerika wird er selber ebenfalls zwiespältig erlebt haben. Im Brief vom 25. Juli heisst es:

«Bruder Fritz ist seit dem letzten Mittwoch, den 19. dies, auf dem Wasser. (...) Er hat nach seinem zweiten Schreiben den festen Boden ungern verlassen, der liebe Gott wird ihn aber geleiten.»

Fritz Spelty wanderte nicht zufällig im Jahre 1854 aus. Man kennt für das 19. Jahrhundert vier Auswanderungswellen um die Jahre 1817, 1845, 1854 und 1883, die mit Missernten und Konjunkturkrisen in Europa zusammen hängen. Allerdings war die Auswanderung keine ausgesprochen glarnerische Erscheinung. Aus andern Kantonen hat eine bedeutend grössere Anzahl Menschen die Schweiz verlassen; nur im Verhältnis zur Bevölkerungszahl ist der Glarner Anteil erheblich.

Im gleichen Jahr wanderte noch jemand aus dem Glarnerland nach Amerika aus. Darüber berichtet Alexander dem Schwager Rudolf am 20. März 1854:

²⁴ Dorothea Tschudi-Blumer (1819–1891), zweite Frau von Adlerwirt, Ratsherr und Hauptmann Rudolf Tschudi (1804–1861) und «deren Schwester» Augusta Magdalena Eberli-Blumer (1812–1876).

«Vor acht Tagen ist unsere frühere Nachbarin, Frau Barbara Hefti, jetzt Rüegg née Blumer mit ihrem Manne, dem Sohn Hans Heiri und der Tochter Catharina nach Amerika verreist. Der Josua und die Anna Marie bleiben aber bei ihren lieben Grosseltern in der Herren.»

Alexander Spelty drückte mit seinem Bericht zwischen den Zeilen sein Bedauern und Mitgefühl darüber aus, dass eine Familie, die er gut kannte, für immer auseinander gerissen wurde.²⁵

- 6 -

Neben Geschäftlichem und solchen familiären Begebenheiten hatte sich Alexander auch mit weniger wichtigen Dingen zu befassen.

Am 4. Januar 1854 geht es um ein geheimnisvolles Geschenk:

«Durch Euer herrliches Geschenk habt Ihr uns neuerdings sehr verpflichtet, umso mehr, als wir so viel Güte nur durch leere Worte vergelten können. Meine liebe Veréne und ich sind aber sehr furchtsamer Natur und fürchten wir uns jetzt noch gewaltig vor diesen wilden Tieren, weil wir mit ihnen nicht umzugehen wissen. Wenn wir dann einmal besser miteinander vertraut sind, und wenn wir uns überzeugt haben, dass sie wirklich nicht so gefährlich sind, wie sie aussehen, so werden wir den Versuch wagen, sie uns dienstbar zu machen. Unser Ehebett steht gerade über dem warmen Stubenofen und nicht ob [über] einem kalten, feuchten Magazin, deswegen wollen wir sie in unsern jungen und gesunden Tagen auf schlimmere Zeiten versparen. Ihr nehmt uns dies nicht übel, sondern Ihr werdet, dessen bin ich gewiss, unsere Ansichten billigen.»

Es ist nicht auszumachen, worin das «herrliche Geschenk» bestanden hatte. Jedenfalls zieht sich Alexander in diesem und im nächsten Fall mit Humor aus der Affäre:

«Lieber Rudolf! Ich danke Dir und der lieben Marie, für Eure wohl gemeinten Gratulationen, sowohl für meine Vrinä als für mich. Sie kommen uns ganz unerwartet, da wir das ganze Jahr nie in einen Kalender schauen,

²⁵ Barbara Blumer (1820–1855) war in erster Ehe mit dem aus der Sägerei «in der Herren» stammenden Johann Jakob Hefti (1816–1848) verheiratet. Als Witwe heiratete sie 1852 Jakob Rüegg (1828–1909), mit dem sie zusammen mit zwei ihrer Kinder, Johann Heinrich (1838–1873) und Anna Katharina (1843–1869), beide in New Glarus gestorben, 1854 nach Amerika auswanderte. Josua (1840–1914) und Anna Maria (1845–1922) blieben bei den Grosseltern Hans Heinrich Hefti (1785–1860) und Anna Maria Hefti-Streiff (1793–1858), «in der Herren». Die in Schwanden zurückgelassene Tochter Anna Maria heiratete 1865 den Ziegler und Kalkbrenner Melchior Zopfi (1847–1931), und ihr einziges Kind, Maria Zopfi (1869–1963), heiratete 1888 Johann Konrad Auer (1863–1911), Sekundarlehrer in Schwanden. Ihr Sohn, Konrad Auer-Brunner (1890–1980), trat 1912 in die von Schwanden nach Netstal verlegte Firma des Grossvaters ein, die seit 1924 «Kalkfabrik Netstal AG» heisst. Vgl. Peter, S. 129, 200, 218 und 245ff.

um die Namenstage aufzusuchen. Dein werter Brief vom 8. dies kam just den 10. nachmittags an und wäre er den folgenden Tag angelangt, so hätte weder meine E^{1/2}te [Eehälfte] noch ich daran gedacht. – Ich sage dies bloss, um Dir zu zeigen, dass, wenn wir bei solchen Anlässen Euch etwa nicht gratulieren, Ihr es uns nicht etwa übel deuten wollt. Es ist nicht Mangel an Liebe, sondern Mangel an Gedächtnis und an Zeit, den Calender zu durchblättern und unter 365 oder noch viel mehr Namen den, ehrwürdigen Rudolf und die hohe Marie aufzusuchen.»

Indessen liess am 2. Januar 1853 Alexander seinerseits einen Namenstag nicht unbeachtet:

«Unsere herzlichen Gratulationen an die lieben 2 Marien gross und klein zu ihrem verflossenen Namenstag.»

Der nüchterne Glarner konnte den feierlicheren Thurgauern nicht nur einen beachteten Namenstag bieten, sondern etwas, das bis auf den heutigen Tag in unsern Schulbüchern einen gewichtigen Platz innehat: «Apropos! Wie geht es mit dem Tschudi'schen Tierleben?²⁶ Habt [Ihr] es schon ausstudiert?»

Gemeint ist das Buch «Das Thierleben der Alpenwelt/Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge» von Friedrich von Tschudi.

Friedrich von Tschudi hatte sich als Redaktor der «Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz» auch mit dem Bad Pfäfers befasst. Er verfasste ausgerechnet im Jahre 1849 darüber einen Artikel – mit Ausführungen, die wir ähnlich bei Johann Caspar Tschudi, der 1849 dort bei seiner «kurenden» Frau ein paar Tage verbracht hatte, gelesen haben:

«Mit Kunst und Mühe wurde der Felsenschlucht Raum für eine kleine Kunststrasse zu den Bädern und der Quelle abgewonnen. In ihrer ⁷/₈ Stunden langen Ausdehnung hart am Rande der immer brausenden Tamina, hat sie manche reizende und herrliche Parthien und überrascht am Ende den Wanderer plötzlich mit der Ansicht der weitläufigen Badegebäude. (...) In beiden Häusern befinden sich 140 Gastzimmer, die aber in der hohen Bade-

²⁶ Alexander Spelty wird sein Exemplar (Leipzig 1853, Verlag von J.J. Weber), das sich in der Familie erhalten hat, den Diessenhofnern zur Lektüre überlassen haben. Er konnte nicht ahnen, dass sein Enkel gleichen Namens dereinst das Haus auf der Kipfe in Glarus (heute Landstrasse 3, «Freienstein») erwerben würde, in dem Dr. Niklaus Friedrich von Tschudi (1820–1886) und seine Brüder, Dr. Adam von Tschudi (1812–1841), Iwan von Tschudi (1816–1887) und Dr. Johann Jakob von Tschudi (1818–1889), Südamerikaforscher und Diplomat, geboren wurden und die Kindheit verbrachten. Vgl. Tschudi, C., Ein Dankesbuch. Ohne Ort und Jahr; Schazmann, P.E., Johann Jakob von Tschudi, Forscher, Arzt, Diplomat. Zürich 1956; Bächler, E., Friedrich von Tschudi, 1820–1886, Leben und Werk. St. Gallen 1947; Vogler, W., Das Bad Pfäfers im Jahre 1849, beschrieben von Friedrich von Tschudi. In: Terra plana 1989, 2. S. 34–38; Winteler, S. 201, 242.



«Das Tierleben der Alpenwelt» von Friedrich von Tschudi, 1853.

zeit alle stark besetzt sind, da im Juli die Zahl der Gäste oft über 300 steigt. Früh um fünf Uhr wird mit dem Wassertrinken begonnen, dann gefrühstückt, gebadet, ins Bett gegangen, um zwölf Uhr gespeist und Nachmittags ein Ausflug gemacht.»

Was dann der Namensvetter anschaulich und packend beschreibt, hätte Johann Caspar Tschudi auch tun können:

«Durch eine Türe betritt der zagende Fuss eine schwarze, enge Schlucht (...); ein mühselig befestigter Brettersteg führt längs den steilen Felswänden 30–40 Fuss hoch über dem tobenden Bergstrom etwa 700 Schritte weit in die Tiefe des Schlundes, der nach unten sich verengt und in der Höhe gegen 200–300 Fuss ansteigt. Bald verengt die Kluft sich auch auf der obern Seite; die Felsen neigen sich hoch über unserm Haupte zusammen und schliessen sich stellenweise vollkommen, so dass oben ein Weg über den Schlund wegführt.»

Johann Caspar Tschudis Sache war zwar eher die synthetische Chemie, aber ganz unbekannt wird ihm nicht gewesen sein, was von Tschudi referiert: «In unsern Jahren hat bekanntlich die analytische Chemie unter den Auspicien grosser Männer ausserordentliche Fortschritte gemacht und auch die Mineralwasser in grosser Übereinstimmung mit scrupulöser Genauigkeit bis auf die minutiösesten Bestandteile zersetzt. Die chemische Untersuchung hat im Pfäferser Thermalwasser nur höchst wenige eigentliche arzneiliche Stoffe entdeckt und diese in einer so geringen Menge, dass sie nur noch dem Homöopaten palpabel erscheinen können.»

Mit Gewöhnlichem und Alltäglichem geht es in Alexanders Briefen am 7. Juli 1854 weiter:

«P.S. Meine Madame hat nächsten Montag ihre Frühlingswäsche. Wenn uns der liebe Gott nur gutes Wetter für Dienstag, Mittwoch und Donnerstag schickt, sonst wäre [ich] lieber im Pfefferland oder bei Euch in Diessenhofen.»

Und am 2. Januar 1853:

«Wir verliessen [die] Herren abends 1/2 5 Uhr (wo wir noch die Freude hatten, Tante Burgula²⁷ eintreffen zu sehen), um noch bei Herrn Vetter Lieutenant Zopfi vorzusprechen.»

Oder am 15. Juli 1851 (aus Schwanden):

«Jungfer Verena Ryffel²⁸ ist auch bei ihrer Schwester auf Besuch und half ihr beim Plündern vom Schönen Grund auf die Abläsch.»

Am 1. April 1854:

«Wir haben auch schon den Gärtner in unserem Garten gehabt und erfreuen wir uns überhaupt einer schönen Witterung, heute geht zudem der Föhn, wovon [ich] kein sonderlicher Liebhaber bin.»

Am 11. April:

«Das Wetter ist fortwährend wunderschön, und sehe ich bereits von meinem Comptoir aus auf einen prächtig blühenden eigenen Birnbaum, während seine Cameraden sich nicht minder schön entfalten.»

Am 21. Mai 1854:

«Mit Vergnügen vernehme ich aus Deinem lieben Brief vom 2. Mai, dass Du in der Folge Convenienz finden dürftest, durch meine stets bereitwillige Vermittlung Caffé aus Bremen zu beziehen. Herr Wege hat mir unter dem 14. dies aus Magdeburg eine sehr erfreuliche Information über die Herren A. Wortmann & Borchers eingesandt, die er in Bremen von fachkundigen Männern persönlich eingezogen hatte. Das Haus sei gut fundiert und be-

²⁷ Waldburga Dürst-Dürst (1802–1886), Schwester von Regula Tschudi-Dürst.

²⁸ Verena Ryffel (1834–1920) war eine Tochter von Benjamin Ryffel-Tschudi. Sie war mit Fridolin Jenny (1833–1920) von Schwanden verheiratet, der als Partner seines Schwiegervaters in Stäfa als Fabrikant tätig war.

stehe aus braven, tätigen jungen Leuten, die ihr Geschäft verstehen und demselben gewachsen sind.»

In der Regel tritt in Alexanders Briefen seine Frau Verena so in Erscheinung, dass lediglich ihr Name genannt wird, obwohl sie – wie dem Brief vom 21. Mai zu entnehmen – durchaus nicht nur haushaltend tätig gewesen war:

«Meine arme Mamman hat den versprochenen Brief vom lieben treuen Schwesternherz noch nicht erhalten. Dies ist auch die Ursache, warum sie Dir nicht mehr geschrieben [hat], (...). Seit ich aber zu Hause bin, hat sie wahrlich auch keine Zeit mehr, weil sie nicht nur mich pflegen, sondern mir auch in meinen schriftlichen Arbeiten tapfer helfen muss.»

In welcher Weise der Chef und seine Sekretärin bei Gelegenheit den ernstesten Büroalltag aufgelockert hatten, verrät der Brief vom 10. März 1854:

«Von der Christina haben wir immer gute Berichte, nur beklagt sie sich über Kopfweh. Die Jümpferchen müssen eben jetzt tüchtig lernen und repetieren, da das Examen bald stattfindet und dann wird wohl hie und da der Kopf schwer sein. Dies schadet nicht viel, wenn sie einmal zu Hause [sein werden], werden Ihnen die grammatikalischen Regeln den Kopf nicht mehr zerbrechen. Mamman schreibt soeben dem Fräulein, auch dessen Freundin, Fräulein Sophie Freiherrin von Schenk, welchen Brief sie mit «Veréne Spelty née von Tschudi» unterschrieben hat, d.h. ich wollte es ihr angeben, sie solle es tun, weil mich schon der Titel zum Lachen reizte.»²⁹

- 7 -

Wenn Alexander Spelty im Verwandten- oder Bekanntenkreis Briefe schrieb, erschien früher oder später «Freund Caspar» Jenny (1810–1867)³⁰, Teilhaber der Firma Bartholome Jenny & Cie. in Ennenda und Haslen, auf der Bildfläche. Und wenn die Hanharts die Adressaten waren, erschien auch Rudolfs Bruder Martin. Im Brief vom 20. März 1854 treten beide gleich miteinander auf:

²⁹ JHVG, Hefte 49, 55 und 58 – «von Tschudi» nennen sich z. B. jene Tschudi, die aus der Kipfe in Glarus stammen.

³⁰ Über «Freund Caspar» heisst es im Genealogiewerk des Kantons Glarus bei Johann Heinrich Blumer-Oertli (1814–1865): «Gefährte von Caspar Jenny, «Lauisser», bei dessen vielen Gelagen und Possenstreichen.» Caspar Jenny war verheiratet mit Anna Katharina (Didi) Jenny-Zweifel (1824–1881). In den Briefen Alexander Speltys aus dem Sonderbundskrieg (vgl. JHVG, Heft 77, S. 46) ist eine «Mordgeschichte», in die Caspar verwickelt war, ein wichtiges Thema; er wurde schliesslich von der Anklage «der Tötung aus Fahrlässigkeit» freigesprochen, resp. zu einer Busse von 1000 Gulden und zur Tragung sämtlicher Kosten «verfällt». Urteil des Kriminalgerichtes vom 18. November 1847.

«Grüsse mir den lieben Martin und seine werte Familie samt und sonders und frage ihn, ob er noch etwas disponiblen 1846er Trülliker besitze, natürlich den Caspar Jenny versprochenen Teil nicht gerechnet, (...). Auch von andern guten und ächten Sorten beliebe [er] mir die Preise recht bald zu nennen.»

Worum es hier geht, ergibt sich aus dem vom 11. Juli 1853 datierten Brief:

«Sage Deinem lieben Bruder Martin, dass Caspar Jenny sich auf 400 Mass 1846er Trülliker, nach gehabter Qualität, abonniert. Dieser Wein schmeckt ihm ganz besonders gut. Früher war er an den geistigen sogenannten Oberländer (er ist rot und wächst bei Meyenfeld, Malans, Jenins etc.) gewohnt, da er aber schon seit mehreren Jahren ganz gefehlt hat, so wollte kein anderer Wein meinem Freund mehr schmecken, und namentlich hatte er gegen den Weissen einen rechten Aberwillen. Der Trülliker hingegen hat ihn wieder zu recht getrüllt. Morgen verreist er nach Tarasp und dann nach St. Moritz, um an jedem Orte 10 Tage zu verkuren.»

Am 20. März 1854 geht es wie folgt weiter:

«Freund Caspar Jenny, der vor 14 Tagen wieder frisch und munter von seiner Reise zurückgekehrt ist, hat Deinem lieben Bruder Martin geschrieben. Er findet nämlich seine letzte Weufactura nicht mehr, die er seinerzeit in seiner Melancholie irgendwo verlegt haben muss, so dass er später an deren Regulierung gar nicht dachte, und auf der Reise wird es ihm noch weniger in Sinn gekommen sein.»

Am 11. April geht es nochmals weiter:

«Freund Caspar Jenny (der zum zweiten Mal 6 Wochen in München war und sich nun gottlob recht munter befindet) erwartet nächsten Monat Bock!³¹ Hoffentlich bekomme ich einen Schluck davon, wenn er nicht etwa vor meiner Rückkunft von meiner Welschlandreise schon ausgetrunken sein wird.»

Es verstrichen zwei Monate, bis Freund Caspar wieder erwähnt wurde. Er wird sich seinen Geschäften in Ennenda und Haslen und vielleicht auch in Lugano gewidmet haben. Am 16. Juni bereitet Alexander die Diessenhofner auf einen Besuch vor, bei dem es sich nur um Caspar Jenny handeln kann: «Nachrichten weiss ich wahrlich keine und wenn noch welche wären, so wird Euch jemand anders solche mündlich überbringen. Habt nur ein gutes Auge auf das hinunterfahrende Dampfschiff am nächsten Montag oder Dienstag, sonst könnte Euch wahrlich dieser liebe Jemand entrinnen, wenn der Strom reissend geht.»

Am 20. Juni:

«Sollte Freund Caspar noch unter Euch weilen, so küsst ihn in meinem Namen recht herzlich, und die liebe Marie soll im Auftrag meiner dicken Veréne Ihre beidseitige treue Freundin, die gute Frau Jenny, ebenfalls verpfandschgen.»



Anna Katharina Jenny-Zweifel (1824–1881),
Ehefrau von «Freund Caspar» Jenny
(1810–1867). (DJE)

Gemäss Brief vom 2. Juli kehrte Caspar Jenny von Diessenhofen nicht direkt ins Glarnerland zurück:

«Grüsst mir die lieben Eurigen in der Alten Sonne und meinen lieben Freund Fritz (wie hat ihm Freund Caspar gefallen?) (...) ist der liebe Caspar mit seinem golden Didi heute in Bern, wir haben ihnen letzten Freitag Morgen früh nach Interlaken geschrieben.»

Schwager Rudolf hatte offenbar die im letzten Brief gestellt «brennende» Frage nicht beantwortet, so dass Alexander am 7. Juli 1854 nachdoppeln musste:

«Du sagst mir wiederum nicht, wie Caspar und Fritz Brunner sich gefallen haben. Freilich war die Zeit ihres Zusammenseins zu kurz, sonst hätten sie einander schon gefallen. Freund Caspar hat gern offene und biedere Leute ohne Complimente, und Freund Fritz findet Gefallen an treuherzigen Gesellen.»

³¹ «Bocksbeutel», Wein in bauchigen Flaschen.

Der Brief vom 25. Juli schliesslich befasst sich mit einem mehr oder weniger gewöhnlichen glarnerischen Sonntag:

«Wir waren letzten Sonntag (Mascha, Veréne, Herr Wege³², Herr Doct. Elmer und seine lebenswürdige Tochter Christina und meine Wenigkeit) im Stachelberg. Dieses Bad ist nun mit Badegästen überfüllt, und da auch noch andere Gäste da waren, so ist man fast bei der grossen Hitze erstickt. Freund Caspar Jenny war auch mit seiner Familie anwesend. Da er jedoch am Morgen früh seinen Spazierang auf die Limmernalp (4 Stunden weit) gemacht und spät zum Mittagessen ankam, so war er anfangs nicht ganz so rosenfarben gelaunt, sondern gut aufgelegt, seine oft verwundbaren Pfeile da- und dorthin abzuschliessen, später wurde er jedoch menschenfreundlicher, als er die Müdigkeit vergessen, den knurrenden Magen befriedigt und seinen brennenden Durst mit Markgräfler und Selterswasser gelöscht hatte.»

Schon Johann Caspar Tschudi hatte mit Herrn Wege zu tun; er berichtet am 23. November 1850 nach Diessenhofen:

«Der Tochtermann Spelty ist gottlob nach wenigen Tagen wieder gut genesen und hat seither wieder mehr gearbeitet und ist mit Herrn Wege von Stuttgart also letzten Montag und Dienstag trotz der schlimmen Witterung im Unterland in Geschäften herumgereist.»

Und bei eben diesem Tochtermann lernt man Herrn Wege etwas näher kennen; am 23. Juni 1851 schreibt er nach Diessenhofen:

«Auch Herr Wege war letzte Woche wieder hier und riss uns während zwei Tagen aus der monotonen Eintönigkeit auf seine gewohnte bescheidene und gemütliche Art heraus.»

Im Brief, den Verena Spelty-Tschudi am 2. September 1855 nach Diessenhofen schreibt, ist von einer Hochzeit und von einer Reise die Rede:

«Herr Caspar Jenny hat nur eine etliche Wochen lange Kur in Albisbrunn gemacht. Wie mir Didi schrieb, soll sich Caspar gar herrlich in der Ordnung befinden, so dass sie auch wieder einmal glückliche Tage hat. Heute sind sie in Begleit[ung] des Herrn Caspar Jenny in der Ziegelbrücke³³ und seiner jungen Gemahlin nach Paris verreist, (...). Etwa vor 14 Tagen war die Hochzeit der obigen. Sie liessen sich in Ennenda trauen, nachdem gings ins Stachelberg, wohin sie ein Orchester von Zürich kommen liessen. An der Hochzeit waren nur die Eltern und Geschwister. Hingegen am andern Tage

³² Alexander Wege, Geschäftsmann aus Stuttgart, taucht regelmässig in den Briefen der verschiedenen Schreiber auf. Er gehörte in Schwanden, Netstal und Diessenhofen sozusagen zur Familie.

³³ Kaspar Jenny (1819–1894), heiratete am 14. August 1855 Albertina Dinner (1836–1892) von Glarus. Wie sein Vater Fridolin Jenny (1784–1857), der 1828 aus der Firma Bartholome Jenny in Ennenda ausgetreten war, war er zuerst Associé der Firma Enderlin & Jenny in Ziegelbrücke, dann alleiniger Inhaber der Spinnerei und Weberei in Ziegelbrücke und der Weberei in Triesen FL. Kaspar Jenny-Dinner war ein Cousin von «Freund Caspar» Jenny-Zweifel.

ging es grandios zu, da waren noch verschiedene Gäste, unter denen die Jenny's und die Ehrhardt's, eingeladen. Ein langer Zug, voraus das junge Paar, fuhr das Ländchen hinunter, wo sie dann unter Kanonendonner in ihrem fürstlichen Sitz von ihren Arbeitern empfangen wurden.»

Auch in Alexanders Brief vom 18. November ist von Paris die Rede und davon, dass dort an der Weltausstellung nicht alles nach Wunsch verlaufen war:

«Was in Paris war (...). Man ist über das Urteil der Paris Jury erstaunt, denn alles ist einstimmig der Meinung, dass Tschudi & Co. unbestritten das schönste Rot an die Ausstellung geliefert haben. Da ist wahrscheinlich intrigiert worden.»

Mehr Glück hatten Tschudi & Co. an der Pariser Weltausstellung von 1867, an der sie mit einer Goldmedaille ausgezeichnet wurden, während die andern Glarner Aussteller leer ausgingen.

Noch gab es über Freund Caspar manches nach Diessenhofen zu berichten – so am 8. Oktober 1855:

«Gestern waren die Freunde Caspar und Erhard³⁴ mit ihren Frauen bei uns auf Besuch. Das erstere Paar erzählte uns viel von Paris und [seinen] Reisen. Sie sind alle recht wohl (...). Caspar sagte zwar, er habe Dich oder Euch durch Bruder Martin in der letzten Zeit ein paar Mal hintereinander grüssen lassen. Er hats wie ich mehr mit dem frischen Wasser als mit dem Wein.»

Am 19. Oktober:

«Freund Caspar war am letzten Dienstag Nachmittag auch ein paar Stunden an der Chilbi. Er hält's immer noch mit dem Wasser, was ihm sehr wohl behagt und ihn deswegen auch bei ganz gutem Humor behält. Gestern Abend erhielt ich einen Brief von ihm, worin er sich Caspar Bois l'eau unterzeichnet, ein Beweis, dass er damit fortfahren wird, was für ihn gewiss am besten ist: Am Morgen um 5 Uhr wäscht er den ganzen Leib mit einer grossen Masse kalten Wassers, dann spaziert er ein paar Stunden rasch auf beschwerlichen Wegen und trinkt bei allen Brunnen ein oder zwei Glas Wasser. Um 7 oder $\frac{1}{2}$ 8 Uhr kommt er nach Hause und nimmt eine Tasse Milch, mittags einen Teller Suppe, wenig Fleisch, aber etwas mehr Gemüse. Am Abend hingegen bekommt er einen kleinen Teller mit Suppe, ein kleines Stückchen Brot und etwas gekochtes Obst ohne Fleisch. Dennoch hat er die Cholera noch nicht bekommen.»

³⁴ Jakob Ehrhardt (1815–1893), verheiratet mit Freund Caspars Schwester Anna Maria Jenny (1823–1871).

Am 30. Oktober:

«Am letzten Dienstag Abend kehrte Herr Heinrich Jenny³⁵ (Reisender von Bartholome Jenny & Cie. und Tochtermann von Herrn Kirchenvogt Fridolin Jenny) um 1/2 6 Uhr munter und wohlgenut vom Comptoir nach Hause zurück. Um 1/2 7 Uhr speiste er zu Nacht und setzte sich dann mit seinem Vater [Webermeister Hilarius Jenny] aufs Canape und rauchte um 7 Uhr mit Vergnügen seine Cigarre. 10 Minuten später klagte er plötzlich über Unwohlsein und bat seine Frau um frisches Wasser. Bevor sie jetzt die Stube verlassen konnte, lag er schon, eine Leiche, in den Armen seines Vaters. Unser Freund Caspar verliert ungern diesen braven und tüchtigen Mann.»

Im nächsten Brief, am 1. November, wird diese Nachricht ergänzt:

«Ich glaube Dir gesagt zu haben, dass Herr Heinrich Jenny an einem Schlagfluss gestorben ist und also nicht an der Cholera.»³⁶

Am 9. November:

«Freund Caspar ist seit gestern wieder definitiv als Associé bei Bartholome Jenny & Cie. eingetreten und ist er mit den Bedingungen vollzufrieden. Es ist gut, dass er eine regelmässige Beschäftigung bekommt, dann bleibt er bei seinem guten Humor. Ich habe ihm letzte Woche auch sein Mobiliar versichert.»

- 8 -

Der Brief vom 29. September 1854 handelt davon, dass in Diessenhofen Anna Maria Hanhart-Tschudi ernsthaft erkrankt war:

«Wir vernehmen im übrigen mit Betrübniß, dass unsere vielgeliebte Marie immer noch recht schwach ist, indessen tröstet uns der nunmehr selbst krank darniederliegende Freund Doktor Elmer mit seiner Ansicht, dass, wie er ja zuerst vorausgesagt hat, diese Krankheit nur einen langsamen Verlauf nehmen könne. Die gute Seele, dessen sind wir überzeugt, wird sich mit Geduld ihrem Schicksal ergeben und dadurch gewiss ihre Gesundung nachhaltig fördern (...).»

Zur weiteren Erholung sollte eine Luftveränderung beitragen, wie im Brief vom 8. Oktober zu lesen ist:

«Mit wahrer Freude vernehmen wir aus Deinem werten Vorgestrigen, dass die liebe Marie sich nicht nur ziemlich gut erholt hat, sondern dass sie auf dem Punkte steht, uns noch im Laufe dieser Woche mit der lieben Mutter mit ihrem werten und angenehmen Besuche zu erfreuen. Sie sind uns beide

³⁵ Johann Heinrich Jenny (1823–1855) war verheiratet mit Verena Jenny (1819–1873), Tochter von Fridolin Jenny-Glarner (1792–1856).

³⁶ Die schon mehrmals erwähnte Cholera, eine ansteckende Darmkrankheit, breitete sich noch im 19. Jahrhundert zeitweise epidemisch aus, in Deutschland beispielsweise letztmals 1892. Ein grosser Teil der Erkrankten erlag der Seuche.

von Herzen freundschaftlich willkommen und wollen wir gewiss zu dem teuren Schwesterherz alle Sorge tragen, damit der Aufenthalt bei uns der guten Marie ihre vorige Gesundheit wieder zurückbringe. Die Kühe kehren morgen und übermorgen von den Alpen zurück und somit gibt es wieder Milch im Überfluss für eine Milchkur zu machen. Die Witterung ist auch noch recht angenehm und so wird alles dazu beitragen, dass die Frau Schwester die ihr so nötige Erholung findet.»

Im Zusammenhang damit fällt im gleichen Brief der Blick noch einmal auf Freund Caspar:

«Den Ennendanern werden wir Eure Grüsse vermelden, aber von der lieben Marie Besuch nichts sagen, wir wollen sie damit überrumpeln. Später soll dann auch der Schmollisabend³⁷ arrangiert werden. Zwar ist Freund Caspar gegenwärtig wieder in Lauis [Lugano], wir wollen ihm jedoch alsdann seine Mucken schon austreiben, wenn Du die Deinigen auch zu Hause lässt, um was ich Dich im Namen dieses Freundes bitten muss.»

Marie Hanharts Reise von Diessenhofen nach Netstal scheint reibungslos verlaufen zu sein. Hingegen hatte laut Brief vom 11. Oktober die Übermittlung der genauen Ankunftszeit Schwierigkeiten bereitet, obwohl jetzt – im Jahre 1854 ein neues Kommunikationsmittel zur Verfügung stand:

«Zur Ergänzung meiner um 4 Uhr abgegangenen telegraphischen Depesche (die ich nach Schaffhausen mit der Ordre dirigierte, sie Dir sofort per Express zugehen zu lassen, so dass sie Dir noch diesen Abend zukommen muss) diene Dir, dass die liebe Mutter und die liebe Marie mit der berühmten Weesnerpost um 1/2 4 Uhr glücklich wohlbehalten und sehr munter bei uns angelangt sind. Christina, Emil und ich holten die Lieben auf der Post ab und brachten sie mit ihren sieben Sachen in die harrenden Arme der Veréne, Schwester Mascha und des lieben Vaters.»

Und weiter unten:

«Von Telegraphieren ist gar keine Rede mehr, dies ist von Netstal nach Diessenhofen zu umständlich. Einen Expressen von Netstal nach Glarus und wieder einen von Schaffhausen nach Diessenhofen und umgekehrt. Wenn Du Freude am Telegraphieren hast, so musst Du vorher ein Telegraphen-Bureau in Eurer Bezirkshauptstadt errichten lassen, sonst wird von Netstal keine Depesche nach Diessenhofen mehr abgehen.»

Immerhin hat das Telegraphen-Bureau in Glarus³⁸ auf die Panne reagiert: «Die liebe Marie hat es vergessen, Dir in ihrem letztvorgestrigen beiliegen-

³⁷ Schmollis machen, Brüderschaft trinken, Duzis machen.

³⁸ Der elektrisch betriebene Telegraf erlangte in Europa erst nach 1849 Bedeutung. Mit dem Bau eines schweizerischen Telegrafennetzes wurde 1852 begonnen. Eine eigene Station erhielt Netstal 1866. Vgl. Peter, S. 422; Daten 1, S. 302.

den Brief des glarnerischen Telegraphenbureaus beizufügen, um Dir dadurch zu beweisen, dass es nicht mein Fehler war, wenn Dir die Depesche vom Mittwoch nicht gleichentags zukam.»

Das steht unter anderem im Brief vom 15. Oktober:

«Heute erwarteten wir den lieben Joachim und die liebe Rosa mit dem lieben Peter auf Besuch. Die Morgenpost brachte uns aber die leidige Anzeige, dass es ihnen nicht möglich sei, weil der arme Schwager an Zahnweh leide. Sie werden also erst Dienstags erscheinen, und dann die liebe Mutter abholen. Sie glauben, gleichzeitig auch die liebe Marie entführen zu können, ich habe sie aber mit meiner Antwort von diesem Wahne befreit, indem [ich] ihnen dartat, dass die liebe Marie für den Anfang bei uns besser aufgehoben sei und mehr Ruhe geniessen könne als bei ihnen in der Herren, wo man vom Geräusch des Wassers und dem Poltern der Maschinen ganz betrübt und von den täglichen Visiten so vieler Verwandten und Bekannten total bestürmt würde etc. etc. Die liebe Marie könne dann später ihre Nachkur in der Herren fortsetzen.»

Wenn es gestimmt hätte, was Alexander schon am 19. Oktober nach Diesenhofen gemeldet hatte, nämlich «dass die liebe Marie sich so wohl befindet, dass sie vorgestern an unserem arrangierten Ball tätig Anteil genommen und wacker getanzt hat», wäre ein Erholungsaufenthalt im Glarnerland nicht nötig gewesen. Wollte er den Schwager ärgern oder ihn mit seinen Kapriolen aufheitern? Es ist dann noch davon die Rede, dass «nur die jüngsten, schönsten und gewandtesten Tänzer sie umschwärmten», dass er aber mit seinem «schwachen Gesicht nichts Anstössiges gesehen» habe. Zu erwarten ist, dass Freund Caspar ins Spiel kommen musste:

«Soeben fahren sie, die beiden Schwestern, zur Madame Jenny née Zweifel³⁹ nach Ennenda. (...). Du darfst dem Himmel danken, dass unser Freund Caspar noch immer in der Misslaune ist und dass er gestern plötzlich zur Zerstreuung nach Lugano verreist ist, sonst hätte dies heute saubere Geschichten abgesetzt, wenn er mit unsern Weibern allein poculiert hätte.»

Jedenfalls schlug die Kur in Netstal, wie der Brief vom 28. Oktober an Rudolf Hanhart zu berichten weiss, gut an:

«Du wirst gestern von unserem lieben Hausgast direkte Nachrichten empfangen haben, daher kann [ich] Dir heute über denselben nicht viel Neues berichten. Die liebe Marie befindet sich gottlob nicht nur wohl, sondern sie muntert sichtlich von Tag zu Tag, was wahrzunehmen uns innige Freude

³⁹ Anna Katharina Jenny-Zweifel (1824–1881), Schwester von Landammann Esajas Zweifel-Milt (1827–1904) und Schwiegermutter von Landammann Eduard Blumer (1848–1925).

macht. Sie ist bis jetzt dank der Vorsehung weder gefallen, noch hat sie sich gestossen oder gestochen oder geschnitten oder gebrannt, noch eingeklemmt oder geritzt, noch hatte sie, bei uns wenigstens, Anlass, sich zu überessen oder zu übertrinken, und Deine Trauben-Sendungen kamen ihr daher sehr gut zustatten, indem sie damit doch ihren Appetit stillen konnte. Geht es mit der Erholung ferner so fort, so kannst Du, dem Allgütigen sei es gedankt, in ein paar Wochen eine gesunde Frau umarmen. Wir bedauern nur, dass sie uns schon verlassen will, indem sie entweder morgen durch Joachim abgeholt oder von uns montags nach Schwanden geleitet wird. Beliebe darnach Deine nächsten Briefe an die liebe Marie in die Herren zu adressieren.»

Der Brief vom 30. Oktober 1854 von Verena Spelty-Tschudi – ihr einziger aus dieser Zeit – ist in einem eigenständigen Stil verfasst:

«Lieber Rudolf!

Es wäre mir unmöglich, nebigen Bericht (Abschrift eines Briefes aus Marseille mit Preisliste) an Dich abgehen zu lassen, ohne einige private Zeilen daran zu schliessen. Warum ich heute Deine Referentin bin, ist die Ursache, dass mein lieber Mann, Deine teure Gattin, unsere herzlich geliebte Marie, uns entführte, um sie den Lieben «in der Herren» zu überbringen, die nun sehnlichst auf sie harren. Gott sei Dank kann ich Dir über ihr Befinden die besten Berichte geben, da sie in dieser kurzen Zeit, da sie bei uns weilte, sich sozusagen gänzlich erholt hat. Nun wird das herrliche Wetter, das nun wieder eingetreten, und die alte heimatliche Luft und im väterlichen Hause noch die gänzliche Vollendung bewirken, was ich von Herzen wünsche.»

Schon am 8. Oktober, als man Anna Marias Aufenthalt im Glarnerland erst ins Auge fasste, beginnt Alexander damit, einen Besuch Rudolf Hanharts in die Wege zu leiten:

«Ist dann einmal die liebe Marie ganz wieder hergestellt und in jeder Hinsicht vollkommen gesund, so bitten wir dann König Rudolf (aber nicht vorher) uns ebenfalls mit der kleinen Prinzessin Maria mit Ihrem allergnädigsten und huldreichen Besuche beehren zu wollen.»

Die ausgefallene Formulierung kann mit dem Krimkrieg zu tun haben, der in jenem Sommer in den Kabinetten der Könige und Kaiser angezettelt worden war. Allerdings haben Rudolfs Töchter ihm später spasseshalber solche Titel verliehen.

Am 28. Oktober hat Rudolfs Besuch schon bestimmtere Formen angenommen:

«Nach 14 Tagen wirst Du aber mit unserem lieben guldigen Herrgotten Erdenmunk⁴⁰ selbst kommen, etwa 8 Tage in Schwanden verweilen und die übrige Zeit im Trio bei uns zubringen.»

⁴⁰ Kosename für Anna Maria Hanhart (1851–1923), Johann Caspars «Engelchen».

Am 8. November hat Alexander ein Handelsgeschäft mit dem Besuch in Verbindung bringen können (es stand auch die neue Firma für die «Herren»-Fabrik noch aus):

«Wir schrieben uns gegenseitig den 6. dies. Heute habe ich schon wieder das Vergnügen, Dir einen neuen Frachtbericht von Marseille in Abschrift mitzuteilen, und kannst Du die darin besprochenen Muster von Weizen, Mais etc. hier besichtigen. Sie sind nämlich noch nicht angelangt, und Du wirst nun wohl bald uns mit Deinem werten Besuch erfreuen. Vorerst gehst Du mit dem lieben guldigen Munk einverständenermassen direkt zur treuen lieben Mamma nach Schwanden, wo Ihr Euch 8 bis 10 Tage verweilt und dann à trois für längere Zeit zu uns kommt. Wir haben seit gestern Mittag wieder wunderschönes Wetter, aber kalt, denn der Schnee liegt schon weit unten. Freund Caspar Jenny ist noch nicht zurück, vielleicht bleibt er noch längere Zeit aus.»

Im Brief vom 27. September 1854 taucht unversehens eine Tochter von Johann Caspar Tschudis Vetter Benjamin Ryffel, Verene oder Henriette, auf:

«Letzte Woche traf ich in Glarus Monsieur et Madame Jenny-Ryffel von Stäfa⁴¹, die über mein unerwartetes Erscheinen sehr erfreut schienen. Madame Jenny frug hastig nach dem Befinden der lieben Marie, indem sie gehört habe, sie sei unwohl oder gar krank, und trug mir dann unter scheinbar aufrichtigem Bedauern Euch allen, aber namentlich ihrer vielgeliebten Freundin die herzlichsten Grüsse auf, mit heissen Wünschen begleitet, dass die gute arme Marie recht bald vollständig genesen und sich von nun an immerfort der ungestörtesten Gesundheit zu erfreuen haben möge. Wenn ich mich recht erinnere, so sprach sie vom selbst schreiben etc. und entschuldigte sich dann mit ihrer Kinderschar, die ihr viel zu schaffen gebe.»

Warum dieser beinahe hämische Ton angeschlagen worden war, werden die Beteiligten gewusst haben.

- 9 -

Wir sind mittlerweile bis ans Ende des Jahres 1854 vorangekommen. Am 16. Dezember erhielt Alexander Spelty aus Frauenfeld einen Brief, in dem ein Freund, der mit «Rudi» unterschreibt, «von den Ereignissen, die uns in letzter Zeit betroffen haben» erzählt. Er beginnt mit dem Tod der Mutter «vor bald 14 Tagen». Vor 6 Wochen habe er sie in Aarau noch einmal besucht. Dorthin gereist sei er «sowohl wegen meinem Bruder und seinen Angelegen-

⁴¹ Vermutlich Verena Jenny-Ryffel oder deren Schwester Henriette Ryffel (1838–1902), die mit Johannes Jenny (1832–1886) von Schwanden verheiratet war, der ebenfalls als Partner des Schwiegervaters in Stäfa als Fabrikant tätig war.

heiten, als auch um meine Familie dort nach den überstandenen Cholera-Ängsten wieder einmal zu sehen und zu mustern.»

Dann fährt er fort:

«Einige Zerstreungen und darum auch Linderung des Schmerzes bietet mir die Veränderung, die in meiner Carriere vorgeht und die meinem Vater und meiner lieben Schwester noch mehr des Trostes bringen soll. Ich werde nämlich nach Neujahr nach Aarau übersiedeln und an des verstorbenen Dr. Vischer Stelle in der chemischen Fabrik der Herren Frei eintreten, mithin die Rotfärberei mit allem, was dazu gehört, wie ich hoffe, für immer an den Nagel hängen.»

Er begründet dann, warum er das «grosse Haus» in Islikon⁴² verlassen wolle, wo seine Stellung «eine ganz schöne» sein könnte, hätte man ihm nicht einen Herrn Wadel vor die Nase gesetzt:

«Im übrigen bin ich froh, dass ich die leidige Türkischrotfärberei los geworden bin. Colorist zu sein, lasse ich mir noch gefallen, obschon auch der schon viel ungerecht zu leiden hat von den Herren der Feder; aber geschlagene und gequältere Menschen als Türkischrotfärber gibts keine, wenn man's nicht auf eigene Rechnung treiben kann, und dazu war für mich keine Aussicht vorhanden. [Türkischrotfärberei] ist gut für die Leute, die sonst nichts anderes gelernt haben, sagte mein College Witz, wer aber etwas anderes kann, soll doch Türkischrotfärberei bleiben lassen.»

Es muss nach der Lektüre von «Rudis» Brief einiges durch Alexanders Kopf gegangen sein. Auch er war die Türkischrotfärberei – zwar aus ganz andern Gründen – los geworden. Er war aber einerseits insofern dabei geblieben, als er an ihrem Erfolg partizipieren konnte, und er hatte andererseits gelernt, noch etwas anderes zu können.

Was Alexander im Jahre 1855 nach Diessenhofen schrieb, bewegte sich im Rahmen der Vorjahre. In den Geschäften gab es neue Beziehungen und ein paar neue Produkte. «Rudi» ist der in den Briefen nach Diessenhofen mehrmals erwähnte Dr. Rudolf Wydler.

Am 16. Juni 1854:

«Soeben langt von Freund Wydler die angenehme Nachricht ein, dass er nächsten Montag bei uns eintreffen werde und sagt mir gleichzeitig, dass meine Garancine⁴³ nun bei ihnen (Greuter & Rieter in Islikon) Trumpf sei

⁴² Dabei handelt es sich um die Firma «Gebrüder Greuter & Rieter». Nach Adolf Jenny wurde dort in den 1860er-Jahren an ca. 350 Drucktischen gearbeitet. Die Fabrik «wies die grösste Produktion aller schweizerischen Druckereifirmen aus.» Man hatte es «auch im tafelfarbigen und dampffarbigen Genres für die Türkei» versucht, sei aber «darin den Glarner Druckern nicht gewachsen» gewesen. Vgl. Jenny 2., S. 130

⁴³ Konzentrierter Krapp-Farbstoff mit 3 bis 3½-fachen Färbvermögen. Das Präparat wurde 1828 in Avignon «erfunden».

und alle andern Qualitäten ausgestochen habe. Also doppelt angenehme Nachrichten.»

Am 2. Juni:

«Laut seinem Briefchen erwartete ich gestern Abend Herrn Dokt. Wydler, der mir aber schrieb, dass er nur längstens 2 Tage bei mir weilen könne und jedenfalls den lieben Joachim auch besuchen wolle.»

Und am 7. Juli:

«Noch vor Abgang des Gegenwärtigen erhalte [ich] in einem interessanten Brief von Freund Dr. Wydler (...) einen neuen Bremer Preis-Courant vom 3. Juli, der weder in Caffé und Zucker noch [in] Getreide Veränderungen notiert.»

Im nächsten Jahr, am 22. Oktober 1855:

«Am Mittwoch erwarten wir für einige Tage Freund Dr. Wydler.»

Eine Woche später, am 30. Oktober, heisst es:

«Auf Deinen werten Brief vom 25. übergehend, muss ich abbitten, dass [ich] Dir nicht früher antwortete. Ich war halt ebenfalls beschäftigt, indem ich Herrn Doct. Wydler auf seiner Geschäftstour im Glarnerland begleitet hatte. Er ist gestern abgereist. Der arme Freund dauert uns sehr, und muss er sich stark wehren, wenn [er] dies Jammertal nicht mit dem bessern Jenseits vertauschen will. Seine Familie hingegen befindet sich ganz wohl. Seit letzten Januar hat er nun zwei Töchter und einen Sohn. Er lässt Euch alle bestens grüssen.»

Am 1. November:

«Eure Grüsse werde ich gelegentlich an Freund Wydler zugehen lassen. Er wird nun wohl Frauenfeld verlassen haben und Zürich zureisen.»

Was am 24. November als nächstes und letztes über Rudolf Wydler zu melden war, berichtet niemand anders als Herr Wege nach Netstal:

«Heute Morgen ist er [Herr Wege] in Aarau, wo er vorgestern Morgen die Trauerbotschaft erhielt, dass mein guter Freund Dr. Rudolf Wydler am 21. morgens $\frac{1}{4}$ vor 7 Uhr ausgelitten hat und ins bessere Leben hinübergeschiedenen ist. Ach, seine arme junge Frau mit den 3 kleinen Kindern!»

Pauline Wydler-Gubler blieb über die Jahre mit dem andern Freund ihres Mannes, Joachim Tschudi, mit Alexander Spelty und dann mit Alexanders Witwe, Verena Spelty-Tschudi, verbunden. Herr Wege war übrigens mit Zwischenstationen nach Aarau gelangt – worüber im gleichen Brief berichtet wird:

«Wie mir Herr Wege von Winterthur am letzten Sonntag schrieb, so war er tags vorher bei Euch, und er beklagte sich, Ihr hättet ihn fast zu Tode gefüttert, so dass der Kellnerin beim Adler ob seinem Schnaufen ganz schlecht wurde.»

Von ihm ist auch am 9., 15. und 18. November die Rede:

«Herr Wege, der Euch wahrscheinlich in wenigen Tagen besuchen wird, ist letzten Samstag Mittag bei uns angelangt, und [es] hat natürlich seine stets angenehme Anwesenheit meine ganze Zeit in Anspruch genommen. Gestern ist er wieder verreist.»

«Ich habe einen ausgezeichneten 1852er Ungarwein (roten) in Nota von Herren Müller in Stuttgart, von welchem Herr Wege und ich ein paar Fass an Gebrüder Tschudi zum Adler absetzen, welche ihn ebenfalls sehr famos fanden. Dies wäre ein rechter Cholerawein, wenn es Dir Freude macht.»

«Herr Wege wird erst heute nach Zürich gekommen sein, und erhielt ich diesen Morgen einen Brief von Constanz.»

Herr Wege blieb über Alexanders Tod hinaus mit der Familie verbunden. Es scheint, dass inzwischen die alten Animositäten zwischen Alexander Spelty und Heinrich Tschudi überwunden wurden.

Am 22. September 1855 wird jedenfalls von einem Besuch in der «Lunde» berichtet:

«Gestern Abend war Schwager Heinrich eine kurze Zeit bei uns und brachte uns guten Bericht über das Wohlbefinden aller Familienglieder.»

Mehr erstaunt wird man in Diessenhofen darüber gewesen sein, was man am 20. September, am 30. Oktober und am 1. November über Schwager und Bruder lesen konnte:

«Wenn Du die Adresse kennst, so wende Dich nach Zürich an Vetter Samuel Zopfi und Vetter Ratsherr Heinrich Tschudi wegen Amlung.⁴⁴ Sie haben eine Amlungfabrik etabliert, ihre Firma ist mir aber ganz unbekannt.»

«Die bewusste Amlungfabrik in Zürich schreibt sich «Tschudi & Zopfi in der Unterstrass» und liefert sie dato schönsten weissen feinen Amlung in Büchsen à Fr. 46.– per 100 Kilo.»

«Scheurer frères fordern für superreines weisses Amlung in Büchsen Fr. 105.– per 100 Kilo. (...) Mithin sind Tschudi & Zopfi billiger.»

In allen erhalten gebliebenen Briefen Alexander Speltys äussert er sich nur am 20. und 22. September 1855 selber zu seinen kranken Augen:

«Wir haben heute einen strengen Correspondenz-Tag und somit ist mein Commis so sehr damit beschäftigt, dass er unmöglich noch Zeit findet, Deine beiden werten Briefe vom 18. und 19. auch noch zu beantworten. Ich muss daher nolens volens selbst mich dahinter wagen, obwohl mein guter Hausarzt mir aufs Neue jede schriftliche Arbeit ernstlich untersagt hat. Habt daher Nachsicht mit mir, wenn ich heute flüchtig bin. Ich kann Dich, lieber Schwager, versichern, dass ich herzlich froh bin zu endigen, es geht alles mit mir herum, dessen ungeachtet könnt ihr daraus ersehen, dass es mit meinem rechten Auge gottlob bedeutend besser geht als nur vor einem Monat, und deshalb freut es mich, dass mir Anlass geboten wurde, Euch meine Fort-

⁴⁴ «Amlung». resp. Amelung hat etwas mit «Amelkorn», «Sommerdinkel» «Feinmehl» (Grimmsches Wörterbuch) zu tun. Bei dem «weissen feinen Amlung» handelt es sich um Dinkelmehl. Vetter Samuel Zopfi (1828–1888) war später Müller in Redona bei Bergamo.

schritte im Schreiben vor Augen zu legen, indem ich hoffe, dass [ich] keine Nachteile davon verspüren werde.»

«Mein erster Sekretär ist bereits nachmittags nach 3 Uhr an die Schwander Chilbi gewandert und mein zweiter Commis beschäftigt sich heute, da es ein schöner Sonntag ist, mit dem wohlfeilen Vergnügen, wie Frau Ehrhardt sagt. Ich bin also gezwungen, das ärztliche Verbot nochmals zu übertreten und Deinen lieben Brief von gestern eigenhändig zu beantworten.»

Beim ersten Sekretär muss es sich um Tochter Christina; beim zweiten um Ehefrau Verena handeln. Zum einen hat sich Christina mit dem Handelsgeschäft befasst – am 17. August 1855 heisst es:

«Vorerst suche ich mich des geschäftlichen Teils unserer Correspondenz zu entledigen und beginne damit, indem ich einen Auszug aus dem Brief des Herrn Wannee & Co. vom 7. dies mitteile: «Unser Café Markt ist in den bessern Sorten gut gefragt, bietet jedoch hievon zu wenig Auswahl, da es schwer ist, eine schöne Ware zu finden (...).»

Auch im Versicherungsgeschäft betätigte sie sich. Am 11. September schreibt sie nach Diessenhofen:

«Was nun die Versicherung Eurer neuen schönen Möbel anbelangt, so ersucht Dich der liebe Papa, Du möchtest in einem separaten Geschäftsbrief an ihn den hierauf bezüglichen Antrag stellen, indem Du darin nicht nur die Beschaffenheit und die äussere noble Ausstattung, sondern namentlich die Anzahl Stücke und deren Wert näher bezeichnest. Die Direction des Deutschen Phönix verlangt nämlich, dass der Antragsteller seinen Versicherungsantrag dem Agenten schriftlich zustelle. Dieser wiederum ist verbunden, solchen im Original der Generalagentur zu übermitteln. Der liebe Papa bittet Dich also, in diesem Schreiben (das auch auf einem halben Postbogen eingereicht werden darf) von andern Geschäften und Familienangelegenheiten nichts zu erwähnen, (...).»

Mit dieser Versicherungsangelegenheit geht es am 17. September weiter – zusammen mit privaten Dingen:

«Deinen gefälligen Assekuranztrag haben [wir] gleich nach Erhalt der Generalagentur übersandt, und [es] antwortet nun dieselbe unter dem 15.: Über eingesandten Antrag des Herrn Hanhart wird die Police gefertigt und diesem Herrn eingesandt werden. Du wirst sie also ohne Zweifel durch die Vermittlung der thurgauischen cantonalen Hauptagentur in Weinfelden erhalten und vermutlich auch den betreffenden kleinen Prämienbetrag an dieselbe gefälligst zu berichtigen haben. Wegen der Provision bittet Dich der liebe Papa, unbekümmert zu sein, solche wird ihm von St. Gallen aus gutgeschrieben werden. (...) Der liebe Jost hat uns vor einigen Tagen eine französische Beschreibung von seiner Vergnügungsreise in den Kanton Wallis übermacht. Frau Bas Tschudi, die vor einigen Wochen ihre Tochter und ihren Sohn dort abholte, hat ihn gesehen und sagt, dass er noch viel gewachsen und gefestigt habe und sich ganz wohl befinde. (...) Nächsten Sonntag

feiert man in Schwanden das Kirchweihfest, dem ich beiwohnen werde.»

Familienangelegenheiten sind auch am 6. August ein Thema:

«(...), denn die Augen des lieben Papa gehen so ziemlich besser, doch hat er seit der Abreise von Herrn Wege seine strenge Ruhe wieder von vorne angefangen. Wir wollen hoffen, dass es nun immer besser werde. (...) Heute besuchte uns im Vorbeifahren Onkel Heinrich, (...). Der liebe Onkel Major [Joachim Tschudi] wurde bis jetzt noch immer verhindert, die Reise nach Paris anzutreten, was aber doch noch geschehen wird. – Heute vor acht Tagen hatten wir grosse Gesellschaft zum Nachtessen, nämlich das liebe Brautpärchen, Herr Hauptmann Streiff⁴⁵ und Fräulein Christina Elmer, Herr Doct. Elmer, Herr Wege und natürlich auch die liebe Grossmutter und Tante.»

Am 17. August geht es weiter mit Verwandten und Bekannten:

«Letzten Samstag wurden wir vom Besuch der teuren Grossmutter erfreut. Wir erlebten ein paar recht schöne Tage mit ihr. Dienstag Nachmittag aber kehrte sie schon wieder nach Schwanden zurück, denn der liebe Onkel Major verreiste nämlich Donnerstag morgens nach Paris. (...) Herr Caspar Jenny ist nun mit seiner lieben Frau recht glücklich von seiner schönen, grossen Reise zurückgekehrt, sie sind sehr zufrieden, denn sie sollen stets schönes Wetter gehabt haben.»

Der vom 2. September datierte Brief von Verena Spelty-Tschudi besteht ausschliesslich aus Familienangelegenheiten:

«Gott sei Dank kann ich von uns recht gute Nachrichten geben. Auch mit den Augen meines guten Alexanders geht es recht ordentlich. Ich kann Euch gar nicht sagen, wie glücklich wir uns wieder fühlen. Er darf nun wieder seine Touren machen und [er] sieht wieder zum Lesen und Schreiben. Doch [bemüht] er sich sehr, sich nicht anzustrengen und nur das Allernotwendigste selbst zu besorgen. Im Rückweg ging ich mit [der Mutter] zu meiner lieben Freundin, Frau Jenny, wo wir auch Frau Ehrhardt trafen. Nachdem wir uns den Caffé recht wohl schmecken liessen, begleitet Didi [Katharina Jenny] und ich die gute Mutter noch ein schönes Stück durchs Uschenriet, wo sie uns dann – wie ein Vogel so schnell schritt sie vorwärts – nur dem Auge, aber nicht dem Herzen entschwand. (...) An der Glarner Chilbi waren wir im Stachelberg. (...) Es hatte noch mehr Volk als am Pfingstmontag, indem noch recht viele Badegäste dort waren. Auch jetzt geht es immer noch lebhaft [zu].»

⁴⁵ Johann Rudolf Streiff-Elmer (1825–1874) wurde seiner Gesichtsfarbe wegen der «rote Oberst» genannt. Er war der Enkel des Erbauers der Druckerei «auf der Insel» in Glarus, Bartholome Streiff-Luchsinger (1758–1828), und der Sohn des «Insel»-Fabrikanten Johann Rudolf Streiff-König-Jenny (1788–1852), der seit 1831 «auf dem Spielhof» wohnte. Er war mit seinem Bruder Fridolin Streiff-Genevière-Vital (1821–1876) Teilnehmer der «Insel». 1856 heiratete er Christina Elmer (1838–1928).

Ein Ausschnitt aus dem Brief vom 16. Juni 1854 soll diesen dritten Teil unserer Geschichte abschliessen:

«Der Rudi in der «Sunnä» und der Alexander in der «Lundä» sind herrliche Schwäger und auch öconomische Leute. Weil die Frucht und das Mehl so aufschlägt, wollen sie nicht mehr viel Mehlspeise essen. Nähme die Welt ein Exempel an uns, dann würden die Fruchtpreise sogleich fallen. Wir sind also gmeinnützige Männer, denn wir tun dies unsern Mitmenschen zuliebe. Pasteten und solches Backwerk haben nicht aufgeschlagen, wir wollen uns an diese halten.»